Erzählungen

aus dem Gebiete

der Romantik

und

des Abenteuerlichen.

Von

J. K. von Train.

Zweiter Band.

Enthält:

1) Wohlthat um Wohlthat.
2) Blätter aus meinem militärischen Tagebuche. 79
3) Rettung durch Mord. 127

Nürnberg, 1831.
Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Wohlthat um Wohlthat.

Wie bedeutend auch immer der Einfluß früherer Lehre und Bildung auf das spätere Alter seyn mag, so kann doch die eigentliche Bildungsschule des Menschen — und besonders des Mannes — nur durch die Erfahrung, durch jene vielseitige Lehrmeisterin, vollendet werden, welche ihn beim Eintritt in's selbstständige Leben erwartet. Die Richtung des Charakters und der Gang des Schicksals bedingen sich dann wechselseitig, so daß es oft nicht schwer fällt, den Wendepunkt zu entdekken, wo wir uns zum Bessern aufwärts erheben, oder zum Schlechteren abwärts neigen. Denn jeder von uns steht irgend ein Mal an jenem Scheideweg, wohin eine alterthümliche Fabel den Herkules stellte; und nur sein eigenstes, innerstes Selbst entscheidet über die wichtige Wahl; — bei dem Einen schneller und be-

stimmter, bei dem Andern langsamer, und nur nach vielfältigem, ungewissen Schwanken.

Lohrbach war nach manchen harten Prüfungen aus jener hohen Schule des praktischen Lebens als ein kräftiger, selbstständiger Mann hervorgetreten. Mit gründlichen Kenntnissen und besonnenem Willen ausgerüstet, hatte er im Jünglingsalter die erwählte Laufbahn als Rechtsgelehrter begonnen; allein die Ungerechtigkeit, die er oft in ihren geheimsten Schlupfwinkeln aufspürte und bekämpfte, wußte sich empfindlich an ihm zu rächen. Einflußreiche Feinde, die er sich durch seine, hier und da vielleicht allzu rücksichtslose, Geradheit zuzog, erschwerten ihm seine Bestrebungen, ja verleideten sie ihm fast. Die früherhin glänzenden Aussichten auf ein ansehnliches Erbe, hatten mancherlei Unfälle zu einer sehr mäßigen Hoffnung herabgespannt; doch der empfindlichste Verlust traf ihn durch der geliebten Eltern Tod, welche den Kummer über den sinkenden Familienwohlstand nicht lange zu ertragen vermochten. Auch sogar jene süßen Minneblumen, die er in den

Dornenkranz seines oft so undankbaren Geschäftslebens zu flechten suchte, verwelkten nur allzuschnell. Seine erste Liebe — ein treffliches Mädchen, das ihres Lohrbachs Verdienst zu würdigen, sein Herz zu lieben verstand — war kurz vor dem bestimmten Hochzeitstag, statt des Brautkranzes mit der Todtenkrone geschmückt worden; und als er nach der tiefen Trauer mehrerer Jahre noch ein Mal den Versuch machte, sich durch ein eheliches Band fester an's Leben zu knüpfen, erkannte er — fast zu spät — die künstlich verhehlte Unwürdigkeit der Erwählten. Diese schmerzlichen Erfahrungen brachten ihn zum Entschluß, unverheirathet zu bleiben, aber sie gaben ihn zugleich einem mißmuthigen Trübsinne preis. Schon in naher Gefahr, der Welt nutzlos, und sich selbst zur Last zu werden, konnte nur ein kräftiger Aufschwung des heiligen Pflichtgefühls ihn retten; — und er ermannte sich dazu. Mit dem gereiften Vorsatz, sein höchstes Glück im Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht zu suchen, gieng ihm der schützende Leitstern seines künftigen Le-

benspfades auf. Alle verzärtelnde Rücksichten für den selbstsüchtigen Genuß verbannend, lebte er desto ungetheilter der allgemeinen Wohlfahrt; und je standhafter er dieses Ziel verfolgte, desto glänzender trat es hervor, desto belohnender kehrte Zufriedenheit und Seelenruhe zurück. Sein edles Wirken fand, wie auch Neid und Rache ihm entgegenstreben mochten, doch immer mehr Anerkennung. Vom Landesherrn selbst bemerkt und hervorgezogen, wurde ihm endlich eine Beamtenstelle anvertraut, welche ihm vielseitige Gelegenheit verschaffte, als Vorgesetzter eines bedeutenden Bezirkes, dem Rechten das Nützlichste und Schönste beizugesellen.

Mit nun völlig gerettetem Lebensmuthe bewohnte er eine kleine Landstadt an einer der gangbarsten Straßen des südlichen Deutschlands. Ohne selbst Weib und Kinder zu besitzen, war er dennoch ein reicher Familienvater geworden, denn alle rechtlichen Bewohner seines großen Amtsbezirkes ehrten ihn mit kindlicher Liebe.

Viele Meilen im Umkreise gab es keinen reizender gelegenen Ort, als Lohrbachs Wohn-

sitz war. Vom Amthause her, welches sich auf einer Anhöhe mitten aus anmuthigen Gartenanlagen erhob, überschaute er im Vorgrunde das reinlich schimmernde Städtchen, dessen Wiesgründe den Krümmungen eines ansehnlichen Flusses folgten, bis sie sich, von Weingeländen umkränzt, in eine weite, reich angebaute Gegend am Ausgang des Gebirgs öffneten; und dieses bildete mit seinen dunkeln, dichtbewaldeten Berggipfeln einen höchst malerischen Hintergrund. Der alterthümlichen, burgartig aufgethürmten Wohnung des Amtmanns stand ein neuerbautes stattliches Posthaus gegenüber, und war ihm in mehrfacher Rücksicht eine angenehme Nachbarschaft; theils, weil er mit dessen Besitzer, dem Postmeister Werner, in freundschaftlichen Verhältnissen stand; theils, weil es ihm Gelegenheit zu mancher anziehenden Bekanntschaft darbot; denn nicht selten traf sich's, daß die Durchreisenden der schönen Gegend einen längern Aufenthalt widmeten.

An einem heitern Nachmittage des Spätsommers stand Lohrbach, von den beendigten

Amtsarbeiten ausruhend, auf dem offenen, mit einer Akazien-Allee bepflanzten Vorplatz des Posthauses. Unter mancherlei stillen Bemerkungen pflegte er dort die Reisenden zu mustern, welche zu dieser Jahreszeit, gleich den Wandervögeln, in größerer Anzahl dem Süden zujagen. Zuweilen trat er auch wohl gefällig herbei, um auf diese oder jene Erkundigung der Ausländer, mit welchen Werner sich nicht immer gehörig verständigen konnte, befriedigende Auskunft zu geben.

Als nun der Abend zu dämmern begann, und nach dem lärmvollen Geräusch der ab- und zufahrenden Wagen eine wohlthuende Stille eintrat, setzte sich der Postmeister zur gewöhnlichen Unterhaltung an Lohrbachs Seite auf die Thürbank, von welcher man einer freien Aussicht genoß. Was man während des Tages bemerkt und erfahren, bot ihrem Gespräch einen stets ergiebigen Stoff dar. Der Postmeister war, bei einer gewissen scheinbaren trocknen Manier, doch ein sehr launiger, feiner Beobachter und Erzähler; er wußte die Eigenheiten seiner

Gäste, ihre oft lächerlich überspannten Anforderungen, die mißtrauische Knauserei des Einen, die prahlhafte Windbeutelei des Andern, den egoistischen Hochmuth, die pfiffig berechnende Schlauheit und die närrischen Sitten der Uebrigen in das ergötzlichste Licht zu setzen. Dazu war er Meister in der Kunst, die auffallendsten Manieren solcher ausgezeichneten Passagiere, auf das Treueste nachahmend, zur Anschauung zu bringen; — welche erheiternde Naturgabe Lohrbach auch heute wieder anerkennen mußte, als Werner ihm eine eben erlebte allerliebste Zankscene zum Besten gab. Ausser ihm selbst, als Vermittler, traten noch einige interessante Personen, in ihrem eigenthümlichen Charakter handelnd, auf: nämlich eine vornehme, alte, preciöse Französin mit ihrer schnippischen Nichte und ungezogenen Zofe; ein hochfahrender, den Herrn spielender Valet de chambre, und ein vierschrötiger Postillon, der das Deutsch, das jene Personagen auf's Jämmerlichste radebrechten, desto gründlicher und verständlicher zu handhaben wußte. Alle waren zuerst mit dem knau-

fertig abgelohnten Postillon, dann aber, wegen Verschiedenheit der Meinungen, auch unter sich in einen höchst verwickelten Zwist gerathen, so daß man sie noch im Abfahren, mitten durch die lauten Flüche des Postillons, mit einander keifend parliren hörte.

„Freund!“ rief Lohrbach, nach dieser kleinen theatralischen Darstellung aus dem Stegreife, herzlich lachend aus: „Ihr seyd ganz für Eure Stelle geschaffen! So wie Ihr, weiß schwerlich ein Postmeister dem thörichten Treibjagen herumschweifender müßiger Reisenden, denen die Langeweile überall, wo sie ihr zu entkommen suchen, tückisch auflauert, die rechte Seite und Ansicht abzugewinnen! Wie Mancher würde sich an Eurer Stelle da bitterlich ärgern, wo Ihr schalkhaft zu beobachten und harmlos zu lachen versteht!“

„Nun, nun!“ erwiederte Werner; „es macht in der Wirklichkeit denn doch Manches einen ganz andern Effekt, als in der Erzählung! Und glaubt es mir immer, nur zu oft ist's ein mühseliges, heckeliges Ding, Posthalter und Gastgeber zu seyn!

Es gehört eine eigne Gewöhnung dazu, äußerlich kalt zu bleiben, wenn's im Innern aufzuwallen anfängt; und eine eigne Kunst, zur rechten Zeit höflich, aber auch, wenn's die Noth erfordert, streng und derb zu seyn; ich wundere mich gar nicht, wie Männer meines Standes in den allgemeinen Ruf der Grobheit gekommen sind. Wer so, wie unser einer, Jahr ein, Jahr aus, oft die allerseltsamsten Gäste mit ihren tausend albernen Grillen und wunderlichen Forderungen abzufertigen und zu beherbergen hat, der . . . Doch seht!" unterbrach er seine Rede, erschrocken aufspringend und nach der Bergwand hindeutend, an welcher die Poststrasse herablief: „Dort gibt's ein Unglück! Gewiß hat einmal ein fauler Postillon sich das Einhemmen ersparen wollen, und die Pferde sind durchgegangen!"

Lohrbach erschrak selbst, als er hinüber blickte. Mehr fliegend, als fahrend, glitt ein Wagen, dessen Inhalt man eben so wenig, als sein Gespann zu unterscheiden vermochte, von der steilen Höhe hernieder.

„Jetzt!" rief Werner, als das herabschießende

Fuhrwerk an einer Biegung des Weges anlangte: „Jetzt sind sie verloren oder gerettet, wie's fällt!" — Aber es gieng glücklich ab, Alles blieb im Gleichgewicht, und ehe noch fünf Minuten verlaufen waren, rollte ein zweisitziges leichtes Fahrzeug, mit einem Paar brausender Rappen bespannt, vor das Posthaus.

„Brr!" rief ein schlanker, feingekleideter Kutscher ohne Hut, den er wahrscheinlich bei der windschnellen Bergfahrt verloren hatte. Lachend schüttelte er die dichten, schwarzen Locken und das schöne, glühende Gesicht. Die Pferde standen verschnaufend, fast zitternd, als käme ihnen selbst jetzt die Ahnung der überstandenen Gefahr.

Nach dem gebieterischen Halt des Kutschers sprang eilig der Herr aus dem Wagen, und ergriff die Zügel. „Ausspannen?" fragte er, ehrerbietig zum Kutschbock aufblickend. „Wir wollen uns erst ein wenig umsehen!" war die Antwort: „Halte unterdessen hier." Mit einem raschen Sprunge stand er leicht und fest auf dem Boden; dann schritt er, die Dastehenden mit

freundlichem Kopfnicken grüßend, einer hochliegenden Terrasse zu, von wo aus sich dem Blick die freieste Aussicht in die ausgebreitete Landschaft öffnete.

Der Postmeister näherte sich unterdessen dem vermeinten Herrn, in welchem nun der Kutscher zu erkennen war. Er wünschte ihm Glück, das gefahrvolle Abenteuer, mit durchgehenden Pferden von solch einer Höhe herab, ohne Unfall bestanden zu haben.

„Bin leider dieser halsbrechenden Fahrten schon ziemlich gewohnt!“ erwiederte der Kutscher. „Ich habe einen braven Herrn, dem man gerne dient; aber ein bischen Lebensgefahr ist freilich immer dabei. Der reitet und fährt, als ob er ein Dutzend Hälse im Vorrath mit im Reisekoffer hätte! Ein zerbrochenes Bein und eine zersplitterte Axe gilt ihm so ziemlich gleich. Er läßt eben dort den Doktor, und da den Wagner rufen; — meint dann, damit sey's wieder gut. Herr Posthalter!“ fügte er mit fast zorniger Miene hinzu: „Sehen Sie, ich bin nur ein armer Teufel, aber ein Jahr lang diente ich

meinem Herrn mit Freuden umsonst, wenn er dadurch nur halb so viel gesunden Menschenverstand bekäme, als unser einer! Hab' ich ihn denn nicht dort auf dem Berge himmelhoch gebeten, mich einhemmen zu lassen? Er wollte mir zeigen, wie man einen solchen Hügel auch ohne Hemmschuh hinabkommen könne; das war die Antwort. Und damit schwang er sich selbst auf meinen Sitz. Mich aber sollte wohl kein Mensch auf seinen Platz in den Wagen gebracht haben, hätte ich mich nicht geschämt vor dem Vorwurf der Feigheit, und hätte ich ihn sonst nicht so lieb."

Während dieser Unterhaltung war Lohrbach dem Fremden, welcher gleich beim ersten Anblick seine Theilahme gewann, nachgegangen, um wo möglich ihm Rede abzugewinnen. Bei seinem eingeübten Blick sprach er ihn richtig als einen jungen Engländer an, und durfte, da er der Sprache vollkommen kundig war, die gewünschte Unterhaltung nicht scheuen. Doch der junge Mann redete ihn selbst zuerst und zwar deutsch an, so daß man wohl den fremden Accent, zugleich

gleich aber eine lang eingeübte Fertigkeit bemerken konnte. William, so hieß der Engländer, war in der That während eines frühern Aufenthaltes in Deutschland des Ausdruckes mächtiger geworden, als die meisten seiner Landsleute; und man bemerkte bald, daß er sich darauf nicht wenig zu gute thue.

„Wir bleiben hier!“ rief er, nach kurzer Unterhaltung über die Oertlichkeiten der Umgegend, seinem Kutscher zu. „Die Landschaft ist schön, die Menschen scheinen umgänglich; und die Ruhe thut doch wohl nach solch einer Fahrt!“ wendete er sich zu Lohrbach.

„Gewiß!“ erwiederte dieser. „Aber Sie dürfen sich glücklich preisen, daß Ihnen diese Fahrt nicht zu einer noch weit tiefern Ruhe verholfen hat.“

„Sie meinen wohl die da unten, tief unter dem Rasen?“ lächelte der Jüngling. „Ei nun! was wär's denn mehr? Ist nicht unser Leben ein Geschenk? und darf man bei seinem Genusse mehr damit geizen, als man es mit andern Geschenken zu thun pflegt? — Sollte es Der wohl

anders gemeint haben, der das Seyn an das Nichts wie ein Almosen austheilt, und vor dem es in jeder Secunde millionenmal wieder in Nichts zerfällt, zum Beweise, wie wenig ihm ein einzelnes Wesen gelte?"

Der Amtmann fand es der allzuneuen Bekanntschaft nicht angemessen, hierauf anders, als mit einem leisen Kopfschütteln, zu antworten, während sie mit einander nach dem Posthause zurückgingen. Er hatte dem fremden Jüngling nicht lang ins feurig blitzende Auge geschaut, als er sich ein vorläufiges Urtheil über ihn erlaubte, welches zurückzunehmen er in der Folge keine Veranlassung fand: Ein junger, kraftvoller Wildfang von ausgezeichneten Anlagen; aber noch viel zu tief im Rausch des Sinnenlebens befangen, um dem aufstrebenden Geist die volle Herrschaft zu gestatten. So glaubte ihn Lohrbach zu erkennen.

„Finden sich in Ihrem Keller einige Flaschen des besten Weines, den diese Gegend liefert?" war Williams erste Frage an den Postmeister, welche dieser, wie jeder Wirth im ähnlichen Fal-

le, bejahte. „Nun, so trinken wir ein Gläschen zusammen?“ wendete er sich fragend an Lohrbach. Dieser schlug's nicht aus; aber freilich auf eine Art, die den jungen Mann zu überraschen, ja fast zu beleidigen schien. Denn der Amtmann rief dem, eben zur Besorgung abgehenden Postmeister nach: „Auch eine Bouteille für mich, lieber Freund!“

„Wie?“ fragte William mit höher erglühenden Wangen: „Sie meinen also, ich kann Ihnen, als meinem erbetenen Gaste, kein Glas Wein vorsetzen?“

„Das können sie ohne Zweifel,“ sagte Lohrbach ruhig. „Aber,“ fuhr er, da jetzt eben der Kellner auftrug, in englischer Sprache fort, „ich bin nun einmal nicht gewohnt, Sir, mich an irgend Jemand, den ich nicht genauer kenne, auf Diskretion zu ergeben. Jedem Anklange der Gläser scheint sich mir von Seiten des Freigehaltenen etwas Unreines beizumischen; tönte es auch nur wie gehorsamer Dank, so ist schon die edle Freiheit des Gesprächs, das den Trunk erst würzen muß, verkauft für Rebensaft. Solchen

Tausch liebe ich nicht! Trinken Sie Ihren Wein, und ich den meinigen, so leben wir als freie Männer selbanter; — keiner genirt weder sich, noch den Zechgesellen.“ — William sah ihn mit großen Augen an. „Herr!“ sagte er, ihm die Hand reichend, „ich müßte mich sehr irren, oder Sie sind ein geborner Engländer?“ — „Und wer wehrt es mir,“ antwortete Lohrbach, „Sie aus gleichen Gründen für einen gebornen Deutschen zu halten?“ — „Ei nun!“ rief William fröhlich aus; „so laßt uns denn Menschen seyn! Da ist ja alles in Einem begriffen!“

„Recht so!“ erwiederte Lohrbach, die dargebotene Rechte kräftig schüttelnd; „Sie haben die einzig echte große Nation genannt, welcher anzugehören auch mein Stolz ist.“

So klangen denn die Becher zum weltbürgerlichen Toast „auf's Wohl der großen Nation!“ Die Rede wendete sich jedoch bald vom Ganzen zum Einzelnen zurück. Jeder theilte über die charakteristische Verschiedenheit der Völker, ihrer Verfassung und gegenseitigen Stellung zu einander seine eigenthümlichen Meinun-

gen und Ansichten mit; wie denn in jener vielfach bewegten Zeit fast jede gesellschaftliche Unterhaltung, wohin man sie auch wenden mochte, doch, gleich der Magnetnadel, immer wieder denselben Pol aufsuchte; so daß nicht blos die Männer beim Weinglase, sondern sogar die Frauen am Theetische über republikanische und monarchische Streitfragen, nicht selten mit einem, die Gemüther entzweienden, Eifer zu verhandeln pflegten.

Daß unser junger Britte im Lobe des geliebten Vaterlandes und seiner Verfassung unerschöpflich war, versteht sich von selbst; auch fand er im Allgemeinen beim Amtmann so viel anerkennendes Lob Englands, daß er sich immer entzückter ins patriotische Feuer hinein redete und trank.

Das Wort zu einem andern Gegenstande hinlenkend, sagte dann Lohrbach: „In der That bin ich ein so treuer Anhänger der konstitutionellen Monarchie, daß ich behaupte, kein Mensch sey wohl regiert, der sie nicht bei seiner eignen Persönlichkeit einführt.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte William verwundert.

„Ich meine,“ erklärte sich Lohrbach, „daß in einem gut regierten Menschen nicht die demokratisch, ja anarchisch gesinnten Leidenschaften und Sinnentriebe herrschen, sondern daß der Geist als Monarch auf dem Thron sitzen soll; doch nicht, ohne die magna charta feierlich beschworen zu haben, die ihm höhern Orts am Altare der Religion und Moral vorgehalten wird. — Glaubt es mir, mein junger Gentlemen, bei solchem constitutionellen Regimente wird das Unterhaus der Sinne mit seinem, ihm vorgesetzten Sprecher Verstand niemals eine Bill einbringen, die nicht das Oberhaus der Vernunft prüft, ehe sie der Monarch Geist genehmigt, und ihr sein königliches Siegel aufdrückt.“

„Ihr seyd mein Mann!“ rief William, indem er dem Allegoristen das Taschenbuch mit der Bitte hinreichte, seinen Namen einzuzeichnen. „Ist erst mein Unterhaus besser geordnet; hat mein Sprecher keine so warme Oppo-

sition mehr zu bekämpfen, und gelangt einst mein Oberhaus ganz zu seinen ursprünglichen Gerechtsamen, womit es leider bis jetzt noch hapert — dann kehre ich wieder zu Euch zurück, und wir sprechen mehr von der Sache: — darauf mein königliches Ehrenwort!“ Lohrbach schlug freudig ein.

Die beiden Zecher, deren Einer freilich immer ein übervolles Glas mit einem Zuge leerte, während der Andere nur wenig davon kostend genoß, rückten sich im Verfolg des Gesprächs immer näher, so daß der Amtmann nun wohl eine Frage über Williams bisheriges Leben und Treiben wagen durfte.

„Was ich treibe?“ erwiederte dieser: „Ei nun! ich genieße die Welt! Kann man das Leben besser nützen, als durch diesen Genuß, wenn Jugend, Glück und Geschick ihn vergönnen?“

„Wohl gut!“ entgegnete Lohrbach: „aber genießt die Welt auch Sie?“

„Freund!“ rief William lachend, „da fragen Sie doch die Welt selbst, — die schöne

insbesondere. Denn ich bin zu bescheiden, darauf zu antworten."

Lohrbach machte wohl den Versuch, ihn für den ernsten Sinn seiner Frage zu stimmen; aber er gab ihn bald wieder auf. Der junge, reiche, durch keine Verhältnisse gebundene, genußsüchtige William war für die Richtung, die ihm der ältere Freund so gern gegeben hätte, offenbar noch nicht reif.

„Ein heftig brausender Most," sagte der Postmeister, als Lohrbach mit ihm wieder allein war, „aber sicher vom edlen Gewächs, aus dem etwas Treffliches hervorgehen könnte." — „Wenn er," setzte Lohrbach hinzu, „die bevorstehende Krisis so übersteht, daß sie nicht zur wilden Gährung umschlägt. — Aber laßt uns immer das Beste hoffen."

Der Amtmann war durch eine Reihe von Erfahrungen, wie sie Jeder im Laufe eines längern Lebens macht, zu einer Selbsterkenntniß gelangt, die denn doch nicht Jeder gewinnt; darum fehlte es ihm niemals am rich-

tigsten Takt zur Behandlung Anderer. Einem vollkräftigen, mitten im Genuß der Jugendblüthe schwelgenden Jüngling viel vormoralisiren, das sey — meinte Lohrbach — immer ein vergebliches Bemühen, wofern nicht die frühere Erziehung gehörig vorgearbeitet habe. „Ihn kann ja nur die Erfahrung belehren; so wie der Schiffer blos auf dem Meere selbst, kämpfend mit Sturm und Wellen, die drohenden Klippen und Sandbänke vermeiden lernt. So lange nur der Geist, als Steuermann des zerbrechlichen Schiffleins, Kraft und Besonnenheit nicht verliert; nicht die Trägheit erlahmt oder im bösen Rausche versinkt, bleibt immer gute Hoffnung zum glücklichen Ende der Fahrt.“ — Daß in dieser Hinsicht für William in der That bis jetzt noch mehr zu hoffen, als zu fürchten sey, davon überzeugten sich die beiden Freunde täglich mehr. Wie seltsam und schroff auch oft seine Ansichten gegen die ihrigen abstechen mochten, so fehlte doch selten ein gewisser gesunder Kern des Urtheils, wenn man ihn auch oft erst mit einiger Geduld aus seiner spröden,

nach allerlei Vorurtheilen schmeckenden Hülse herausklauben mußte.

Williams Aufenthalt, dem Anfangs nur einige Tage bestimmt waren, verlängerte sich auf einige Wochen, so wie er allmählig mit der reizenden Lage des Ortes und mit der treuherzigen Gutmüthigkeit seiner Bewohner näher bekannt zu werden anfieng. Von seinem Standpunkt aus machte er häufig Ausflüge in die Umgegend, und kam gewöhnlich nicht ohne bereicherte Kenntniß, wohl aber auch nicht ohne die Erinnerung an mancherlei Abentheuer solcher Art zurück, daß er sie schwerlich alle seinem edlen Freunde Lohrbach mitzutheilen gewagt haben möchte.

Das väterliche Ansehen, in welches sich dieser sogleich in der ersten Stunde bei ihm zu setzen gewußt hatte, blieb in Kraft, und wuchs immer mehr. Der Jüngling suchte ihn oft auf, um sich bald über diesen, bald über jenen Plan Raths zu erholen. Aber fast noch mehr, als Lohrbachs verständige Reden, wirkte auf ihn seine männlich milde Persönlichkeit; die anspre-

chende, wohlthuende Ordnung seines kleinen Hauswesens; die allgemein anerkannte Gemeinnützigkeit seines öffentlichen Wirkens, und die gehaltreiche Ruhe seiner einsamen Beschäftigungen.

„Endlich muß ich doch scheiden!“ mit diesen Worten trat eines Tages William dem Amtmann entgegen, als dieser, ihn aufzusuchen, herüber in's Posthaus gekommen war: „Könnt' ich länger bleiben, blieb' ich vielleicht immer! Aber die Welt ist noch groß; ich habe noch allzuwenig von ihr gesehen; und der Banquier in Paris, der mir neue Zahlung zu leisten hat, wundert sich ohne Zweifel über mein langes Ausbleiben. Wohin und wie weit mich aber auch meine Reiselust noch führen mag, den Weg vergess' ich nirgends, der mich einst zu Euch zurückführt! Gewiß,“ hier reichte er Lohrbach die Hand, „wir seh'n uns wieder!“

„Gewiß?“ lächelte dieser mit leisem Kopfschütteln; „leider wird Sie, mein junger Freund, der Lauf der Welt und des Lebens bald genug lehren, daß die Zeit kurz, und der Mensch

nicht Herr ihrer Richtung ist; — kaum dann, wenn er immer auf geradem Pfade seiner Pflicht nachgeht; gewiß niemals, wenn er, abirrend auf Seitenwege, blos die Befriedigung seiner Gelüste aufsucht."

„Ei was!" rief William, „das ist mir zu gelehrt! Mag's nun krumm oder gerade gehen — genug, es kommt die Stunde, wo wieder Einer dort die Höhe herabrollt, daß Ihnen die Augen schwindelnd übergehen, wie neulich; und wenn Sie dann den lockern Passagier, der so toll in den Tag hineinrennt, näher betrachten, ist's wahrhaftig Ihr wohlbehaltener William! — Da sie es aber so streng nehmen mit der Pflicht, so wissen Sie denn, daß ich's für eine meiner heiligsten halte, Sie späterhin noch ein Mal aufzusuchen. Wer weiß," setzte er mit einem Ausdruck hinzu, den man am jungen Leichtfuß nicht gewohnt war, „wer weiß, wär' mir's besser, wenn ich sie früher gekannt, und immer in Ihrer Nähe gelebt hätte!"

Der Reisewagen hielt schon lange vor der Thüre, als William noch fest an der Seite der

beiden Freunde saß. Die Scheidestunde hatte im Anfang dieser letzten Unterhaltung mit ihnen eine ernstere Stimmung herbeigeführt, so daß dem Amtmann der rechte Moment gekommen zu seyn schien, dem Abreisenden noch manches tiefer eingreifende Wort und manchen heilsamen Rath mit auf den Weg zu geben. Doch dem Jüngling ward es unheimlich und unbequem in diesem ungewohnten Ernste; er setzte der Flasche so emsig zu, daß bald eine ausgelassene Fröhlichkeit, als seine gewöhnliche Gefährtin, jenen seltenen Gast verjagte. Nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl innern Unwillens über diesen erzwungenen Wechsel, sagte Lohrbach zum Postmeister, als der Engländer, zur Besorgung einiger Reisebedürfnisse, hinausgegangen war: „Er scheidet, wie er kam! Aber so kommt er nicht wieder zurück, wie er jetzt scheidet!“ —

„Sollte er uns wohl gar ohne Abschied entwischen wollen?“ fragte Werner, als William lange ausblieb, und Lohrbach eilte selbst hinaus, sich nach ihm umzusehen. Er fand ihn

aber noch auf dem Vorplatze in einer seltsamen Unterhaltung mit zwei ärmlich gekleideten Knaben, deren einer seinen kleinen Trödelkram von allerlei unbedeutenden Waaren an einem Bande im Körbchen vor sich trug.

„Am Ende wird mir's fast zu bunt!" rief so eben der Engländer aus, und ließ ein Goldstück in den Korb herabfallen. „Stellen Sie sich vor!" redete er Lohrbach an, der verwundert herzugetreten war; „dieser kleine Schelm von Kaufmann plündert mir die Reisetasche mit so unverschämtem Glück, als es mir leider noch niemals an einer Spielbank gelächelt hat."

Der Kleine hatte nämlich dem vornehmen jungen Herrn dringend angelegen, etwas von seinen Siebensachen zu kaufen. Dieser that, ihn los zu werden, den Vorschlag, um den ganzen Kram auf Gerade und Ungerade mit ihm zu spielen; aber der tapfere Junge nahm die Parthie muthig an; wahrscheinlich, weil er es dem Fremden wohl ansah, daß ein armer Krämer bei ihm auf keine Weise zu kurz kommen werde. — Der ausgesetzte Preis ward ge-

wonnen; ein zweiter und dritter Satz folgte, und wie auch immer der Aussetzende verdoppeln und wechseln mochte, niemals entging dem Rathenden ein neuer Gewinn. „So habe ich,“ fügte William der Erzählung bei, „anfangs im Scherz sein Glück auf die Probe stellen wollen, und werde nun fast im Ernst ärgerlich über mein Unglück. — Doch noch einmal setze ich das Doppelte daran!“ Hiermit that er einen neuen Griff in die Börse.

„Halt!“ lächelte der Amtmann: „hier tritt meine polizeiliche Autorität gerade zur rechten Zeit ins Mittel. Sie wissen es vermuthlich nicht, Sir William, daß hier zu Lande alle Hazardspiele streng verpönt sind? — Auf alle Fälle lassen Sie mich doch ein paar Wörtchen mit diesen Glücksrittern wechseln, um mich zu überzeugen, ob's auch überall hübsch ehrlich zugegangen sey.“ —

Doch das Examen fiel für beide Knaben gut aus. Der kleine Kaufmann — ein hübscher, wohlgesitteter Junge, dem jetzt, als er seinen gewonnenen Schatz näher betrachtete, hel-

le Freudenthränen über die glühenden Backen herabrollten — war der Sohn einer Wittwe, die sich als Winzerin und nebenbei von einem kleinen Kramladen kümmerlich nährte. Da ihr Wohnort mit zu Lohrbachs Amtsbezirk gehörte, so waren ihm die nähern Verhältnisse bekannt genug, um der Angabe des Knaben Glauben beimessen zu können.

„Und was fängst Du nun mit dem vielen Gelde an, Johannes?“ fragte zuletzt der Amtmann.

„Die Hälfte davon bekömmt meine Mutter,“ war die Antwort. — „Und die andere Hälfte?“ fragte Lohrbach weiter. — Der Knabe blickte, wie verlegen, vor sich nieder, dann aber ermuthigt dem Fragenden ins Auge: „Der da bekommt die andere!“ sagte er, auf seinen Gefährten deutend.

„Aber er hat es Dir doch nicht mitgewinnen helfen?“ sagte William. — „Macht nichts!“ erwiederte Johannes; „ich und Gottfried, wir theilen alles mit einander.“

Die Innigkeit ihres Freundschaftbundes gab

sich

sich bei genauer Erkundigung immer mehr zu erkennen. Der Gefährte des kleinen Krämers war ein Waise aus einem entfernten Dorfe. Der Zufall und die Aehnlichkeit ihres äußerlichen Looses hatte Beide zusammengeführt; durch gleichgestimmte Neigungen waren sie engverbrüderte Freunde geworden, und hatten die ganze Umgegend als unzertrennliche Reisegefährten durchzogen, der Eine mit seinen Pfennigswaaren hausirend, der Andere mitleidige Herzen um einen Beitrag ansprechend, um sich, wenn es glückte, künftig auch vielleicht eine ähnliche tragbare Krambude anschaffen zu können; welches ihm freilich jetzt noch eine fast unerschwinglich hohe Geldsumme zu erfordern schien. „Sieh nur her!“ sagte Johannes, ihm die volle Hand vorhaltend, „nun ist Dir auf ein Mal geholfen!“

Wer diesen Gottfried genauer in's Auge faßte, konnte sich die innige Zuneigung wohl erklären, mit welcher Johannes an ihm hing. Er war von so auffallend schöner Bildung, daß selbst der bettelhafte Anzug dem angenehmen

Eindruck seines Anblicks nicht schadete. Den Namen Johannes hätte man ihm eher als seinem Freunde geben mögen. Das lichtbraune Haar floß längs der hohen Stirne neben zwei blauen, mildblickenden Augen und zartgerötheten Wangen herab, so daß man sich bei dieser Gestalt wohl an Domenichino's holdseliges Bild vom Schooßjünger des Herrn erinnern konnte. Daß der Druck seines verwaiseten Lebens und das Verderbliche seines müßigen Umherirrens, den Geist, der aus diesem schönen Gesicht hervorleuchtete, bis jetzt noch nicht zu unterdrücken vermochte, ergab sich im Verfolg der Unterhaltung mit seinem Gefährten; denn er selbst sprach wenig, und antwortete nur mit leisen, blöden Worten auf die an ihn gerichteten Fragen. Johannes aber erzählte: sein Wandergeselle habe ihm bald nach ihrer geknüpften Bekanntschaft mit Thränen geklagt, daß er noch nicht lesen könne, denn Niemand habe es ihn bis jetzt gelehrt. — Aus Barmherzigkeit war der Knabe nach dem Tode der armen Eltern vom Hirten seines Dörfchens aufgenommen worden; der

Mann hatte ihm aber diese Wohlthat in der Folge nur allzuhoch angerechnet; er behandelte ihn mit Härte, und trieb ihn zur Zeit, wo er sich seiner nicht auf der Viehweide bedienen konnte, selbst hinweg, um Almosen einzusammeln, so daß der geplagte Gottfried endlich gar nicht mehr zurückkehrte. — „Da ich, Gottlob! tüchtig lesen kann,“ fuhr Johannes zu erzählen fort, „so haben wir uns dann oft unterwegs unter einen Baum gelegt, und Schulmeister gespielt. Er hat es aber aus den paar Büchern, die mir meine Mutter immer mitgibt, (es war ein neues Testament und ein Gesangbuch,) in kurzer Zeit so gut begriffen, daß er's jetzt noch besser kann, als ich selbst. Dagegen habe ich auch Manches von ihm gelernt. Denn seinem Pflegevater, dem Hirten, hat er die Namen vieler Pflanzen abgefragt, die im Walde und auf der Wiese wachsen, und von manchen weiß er sogar, wozu sie gebraucht werden. Das ist nun meine größte Lust, so viele schöne Blümchen näher kennen zu lernen. Denn weiß man nur erst, wie Jemand heißt, und wer er ist, so bekümmert man sich

auch mehr um ihn, und kommt immer besser zur Einsicht, was eigentlich hinter ihm steckt.“

Lohrbach blickte mit väterlichem Wohlgefallen auf den verständigen Johannes herab. Auch William hatte der Unterredung mit steigender Theilnahme zugehört. Jetzt zog er den Amtmann bei Seite, um ihm mit einigen leisen Worten noch Etwas in die Hand zu drücken, wofür dieser die seinige mit herzlichem Danke schüttelte.

„Hört, Kinder!“ wendete Lohrbach sich wieder zu den beiden jungen Freunden: „Ihr seyd in dieser glücklichen Stunde viel reicher geworden, als Ihr es selber wohl meint. Aber wißt Ihr denn, wie Leute, die gern zu Etwas kommen möchten, es mit ihren Kapitalien zu halten pflegen? Sie thun dieselben auf Zinsen aus; ja sie sparen oft auch diese wieder, um jene damit zu vergrößern; so wächset es dann immer fort! Wie wär's, wenn Ihr die Gaben Eueres Wohlthäters hier auch auf Kapital legtet? Ihr könntet vielleicht reiche Männer dadurch werden!“

„Aber wie sollten wir das anfangen?“ lächelte

Johannes. „Für uns arme Jungen ist das freilich wohl viel Geld, doch die Zinsen davon würden uns, denke ich, eben nicht weiter helfen.“

„So macht mich zu Euerm Schatzmeister, und schlagt Euch selbst mit zum Kapital hinzu. Ich leihe Euch mit auf Zinsen aus, und gedenke dabei nicht zu kurz zu kommen. — Ihr versteht mich nicht, wie ich bemerke, da Ihr mich ganz verwundert anblickt. So hört denn, wie ich's meine: Ich bringe Euch, wenn Ihr wollt, bei braven Meistern in die Lehre, und bezahle das nöthige Lehrgeld von Euerm Gewinn. Lernt Ihr dann eben so brav, als Eure Lehrherrn Euch unterrichten werden, so kann's gar nicht fehlen, daß Ihr mir die Mühe einst vielfältig durch die Freude vergütet, die Euer gutes Gedeihen mir machen wird.“ —

Während der Amtmann die beiden gerührten Knaben für eine edlere Beschäftigung und eine frohere Zukunft gewann, rollte Williams Reisewagen vor. „Werden Sie nur vollends mit diesen Glückskindern fertig!“ rief er, einen

längern Abschied vermeidend. „Ich gebe zu Allem meine Einwilligung; vielleicht auch fernere Beihülfe. — Und nun, Freunde! lebt wohl! — Wir seh'n uns wieder: — gewiß!"

Lohrbach hätte dem eiligen, schon vom Kutschersitz herabgerufenen Lebewohl so gern noch Manches hinzugefügt; allein ehe er noch zum Wort kommen konnte, galoppirte das rasche Gespann mit dem leichten Fuhrwerk der Bergstrasse zu.

Die reichbeschenkten Knaben liefen noch eine Strecke hinterdrein, und Johannes rief so laut er konnte, seinen Dank nach, dem der Fortziehende vielleicht gerade recht schnell zu entkommen gesucht hatte.

Lohrbach fand bald einige wackere Männer, gerade, wie er sie für Gottfried und Johannes gewünscht hatte. Die Freude seiner Mutter erhöhte die Freude Johannes über seine neue Laufbahn, und die beiden jungen Freunde wetteiferten mit einander, das treffliche Zeugniß, welches ihnen gleich im Anfang ihrer Lehrjahre ertheilt wurde, nun auch für immer zu verdienen.

Seit diesem Vorgange war eine Reihe von Jahren verflossen. Der Amtmann hatte seine Stelle, ob er es gleich als ein anerkannt treuer, verdienstvoller Geschäftsmann wohl gekonnt hätte, mit keiner höhern vertauscht, da er nun einmal in diesem Städtchen ganz eingebürgert und überhaupt der Meinung war: vieljährige, vertraute Bekanntschaft mit seinem Wirkungskreise trage unendlich viel zu einer recht durchgreifenden, gemeinnützigen Amtsführung bei.

Neben den alten Geschäften blieb er auch den alten Erholungen treu. Noch immer war es ihm der erquickendste Genuß, im Umgang mit Menschen den Menschen selbst, dem innersten Wesen nach, in seiner, selten ganz vertilgten, ursprünglichen Würde, aber auch zugleich in seinen mannichfaltigen Verirrungen und verkehrten Bestrebungen zu studiren. Wie oft fand er sich bei diesem edelsten Studium, — sogar in jenen ernsten Fällen, über welche er als Kriminalrichter zu entscheiden hatte, — durch die trostreiche Bemerkung erheitert: „es sey der Mensch in seinem dunkeln Drange sich doch des rechten

Weges wohl bewußt.“ Wie oft auch glaubte er in den mannichfaltigen Ereignissen seiner Erfahrungen jene Hand deutlich zu erkennen, die der blos sinnliche Mensch nicht ahnet, der Leichtsinnige übersieht, und nur der vollendet Lasterhafte hinweg läugnet oder verspottet: — jene wunderbare, höhere Vaterhand, welche in den verworrensten Verhältnissen, durch menschliche Leidenschaft, Schwachheit und Verirrung herbeigeführt, endlich den verschlungenen Knoten löset, und den guten Samen oft auch da zur belohnenden Frucht gedeihen läßt, wo er unter den allerungünstigsten Einflüssen aufzukeimen schien. „Kein ächt humanes Gefühl bleibt ohne segensreiche Einwirkung auf den Lebensgang, — auf das, was man gewöhnlich Schicksal zu nennen pflegt. Jeder gute redliche Wille findet endlich seine gute Anerkennung, und jede gute That ihren Lohn:“ das wurde ihm, je weiter er in Jahren und Erfahrungen vorwärts schritt, immer mehr zur festen Ueberzeugung, deren Richtigkeit sich wohl am auffallendsten an ihm selbst bestätigt hatte, obgleich die bescheidene

Ansicht seines Verdienstes ihm nicht erlaubte, das eigene, so thatkräftige und mit so schönem Lohn gesegnete Leben als belegendes Beispiel anzuführen. Die freundschaftlichen Verbindungen, welche Lohrbach in seinem Wohnort angeknüpft hatte, dauerten noch, wie ehemals, fort, und trugen nicht wenig bei, das Glück des eignen Herzens durch den Mitgenuß der Befreundeten, so wie durch wechselseitige Theilnahme an dem ihrigen, zu erhöhen.

So oft es Jahreszeit und Witterung verstatteten, saß Lohrbach noch, wie sonst, Abends unter den Bäumen des Nachbarhauses an der Seite seines alten bewährten Freundes Werner. Die Akazien waren seit jener Zeit, wo wir in unserer Erzählung die beiden Männer zum ersten Mal auf dieser Stelle erblickten, viel höher und dichter, — die Freunde, die sich in ihrem Schatten labten, merklich älter geworden; aber so wie dort die nachbarlichen Stämme sich ihre Zweige immer näher entgegenstreckten, bis sie sich jetzt, in einander verwachsend, berührten: so waren auch durch vieljährige Gewohnheit des

Umgangs diese getreuen Nachbarn sich immer näher gerückt, und jedes neue, gemeinsam genossene Jahr hatte auch neue, innigere Berührungspunkte herbeigeführt.

So saßen sie jetzt abermals an einem klaren milden Herbstabend, sich über mancherlei durchlebte Begebenheiten einer wechselvollen Zeit besprechend, traulich beisammen; und als gerade von der Höhe der Bergstrasse, welche man von diesem Sitze aus übersah, ein Reisewagen herabzog, da rief die Aehnlichkeit der Zeit und des Hinblicks beim Postmeister lebhaft das Andenken an jenen Engländer zurück, der sie einst im jugendlichen Uebermuthe auf eine schreckhafte Weise überrascht, dessen flüchtige Erscheinung aber doch eine freundliche Erinnerung zurück gelassen hatte. Beide gestanden, niemals einen Jüngling gekannt zu haben, der, wie dieser, mit einer grossen Leichtfertigkeit der Sitten so viel Liebenswürdigkeit im Umgange, — und mit einem, nur allzuoft sichtbaren, Mangel geregelter Grundsätze so viel ansprechende Gemüthlichkeit vereinigte.

Lohrbach entdeckte bei dieser Gelegenheit dem

Freunde, was er, nachdem so manches Jahr ohne weitere Kunde von William verlaufen war, nicht mehr geheim halten zu dürfen glaubte; daß nämlich der junge Wildfang ihm auch aus der Ferne her einen neuen Beweis seines guten Herzens gegeben. Von Italien aus hatte er einen ansehnlichen Wechsel mit der Bitte, den Geber nicht zu nennen, und mit der Aufschrift gesendet: „Zur Unterstützung der beiden armen Knaben." — „Sie wissen wohl," setzte der Amtmann hinzu, „durch welchen reichen Segen sich diese Wohlthat belohnt hat."

„O möchte er doch wieder kommen," rief Werner aus, „um sich nun auch selbst der edlen Früchte seiner schönen Aussaat zu erfreuen!"

„Ich zweifle, ob er jemals seine Zusage erfüllt!" sagte Lohrbach. „Hat ihn der Weg des ungeregelten Weltgenusses immer tiefer abwärts geführt, so ist er jetzt wohl todt, oder doch für die Freundschaft verloren. Führte ihn aber, wie ich immer hoffe, die lenkende Hand eines gütigen Schicksals zur rechten Erkenntniß seiner selbst und des Lebens, so steht es noch dahin,

ob ihn das Nachholen langversäumter Pflichten nicht zu sehr im Vaterlande beschäftigt, um ihm eine weite Reise zu verstatten, blos um einige alte Bekannte wieder zu sehen, die ihn eben so sehr tadeln, als lieben mußten."

Während dieses Gesprächs war der Reisewagen langsam näher gekommen, und der Kutscher lenkte jetzt in den Hof. Der Postmeister eilte herbei, das Nöthige wegen des Umspannens bei seinen Leuten zu besorgen, und auch Lohrbach trat herzu, einen Blick auf den Inhalt des Fahrzeugs zu richten. Zwei Diener sprangen vom hohen Sitz herab, und eilten an den Schlag; aber mancherlei Vorkehrungen, die sie trafen, und die zögernde Behutsamkeit, womit sie zu Werke giengen, ließen sogleich ahnen, daß man es hier mit einem kranken Gast zu thun habe. Eine hohe, hagere Gestalt mit bleichem, eingefallenen Gesicht ward mühsam aus dem, mit Gardinen verhängten, Wagen herausgehoben, und stand nun, auf einen der Bedienten gestützt, sich umschauend da.

„Gottlob!" sagte der Reisende mit hohltönen-

der Stimme, „so wären wir denn endlich am Ziele!“ Und als jetzt sein Blick auf den nahstehenden Lohrbach fiel, sagte er in sichtbarer Bewegung: „Ja, er ist's! mein alter, treuer Freund! — Und noch so rüstig! so glücklich! — Mich aber kennt er nicht mehr! Wer wollte den armen, kranken William wieder erkennen?“ Damit streckte er ihm die zitternde Hand entgegen.

Lohrbach trat in diesem Augenblick des Wiedererkennens mit unaussprechlichen Empfindungen herzu. Das nasse Auge fest auf den verblühten Jüngling geheftet, drückte er stumm die dargebotene Rechte an sein Herz. Aber ein inneres Gefühl sagte ihm in diesem ergreifenden Momente, ein solcher Empfang müsse den armen Freund, welcher der Ermuthigung so sehr bedürftig schien, nur noch tiefer niederbeugen. Sich schnell zusammen nehmend, verbarg er sein wehmüthiges Erschrecken über Williams kaum noch kenntliche Gestalt unter der, gewiß aufrichtigen, Freude des Wiedersehens.

„Hier mit einem Freunde unterredete ich mich noch vor wenig Minuten von Ihnen;“ sagte

Lohrbach zu William, auf den Postmeister hindeutend, der jetzt auch mit dem Ausdruck inniger Theilnahme herbeigekommen war. „Schon hatten wir die Hoffnung aufgegeben, Sie noch ein Mal zu sehen, und nun stehen Sie plötzlich vor uns; — denken unsrer noch; lieben uns noch: — O so seyn Sie gegrüßt! Es sind noch dieselben treuen Herzen, die Ihnen vor Jahren ein wehmüthiges Lebewohl nachriefen, und jetzt das froheste Willkommen entgegen bringen! — Aber Sie sind von den Strapazen der Reise erschöpft, und bedürfen gewiß der Ruhe. Kommen Sie zu mir, mein Haus als Ihres betrachtend, so lange Sie es mit Ihrem Besuche erfreuen wollen.“

„Ist mir's doch,“ sagte William, „als könnte ich die ersehnte Herberge dieses gastfreien Hauses kaum noch erreichen! Ruhe! nur einige Augenblicke Ruhe! Ob ich dann vielleicht Ihrer freundlichen Einladung folgen kann.“

Er ließ sich zur Thürbank hinführen; aber es wandelte ihn, als er sich gesetzt hatte, eine

Schwäche an, die bald in völlige Ohnmacht übergieng.

„Gott!“ flüsterte Werner dem Freunde zu, während Beide durch Reiben und Besprengen mit geistigen Gerüchen den Todtähnlichen zu erwecken suchten: „welch ein trauriger Unterschied zwischen dieser Ankunft und jener, deren wir uns vorhin so lebhaft erinnerten! Ist es denn Derselbe, der damals, ein junger, blühender Herkules an Kraft und Muth, aus dem halsbrechendsten Abenteuer so keck, als käme er von einer lustigen Spazierfahrt heim, vor uns niedersprang? Und jetzt! welch ein Wiedersehen!“

„Wer weiß!“ erwiederte Lohrbach eben so leise: „Aus seinem matten Auge schien mir doch ein anderer Geist zu blicken: wer weiß, ob er nicht, wenn auch körperlich krank, doch geistig genesend zurückkehrt!“

Jetzt sammelten sich Mehrere, den Freunden beizustehen, und nicht ohne Mühe gelang es, den Gast in des Amtmanns Wohnung zu bringen. — „Sie bedürfen des Arztes,“ sagte dieser, sobald William sich einigermassen zu erholen schien. „Darf ich Ihnen meinen Hausarzt bringen? Er

ist ein zwar noch junger, aber geschickter, trefflicher Mann, und ich getraue mir zu verbürgen, daß Sie mit ihm zufrieden seyn werden."

Der Erschöpfte gab einen bejahenden Wink; nach wenigen Minuten trat der schon vorher Benachrichtigte herein, und — als ihm Lohrbach einige Worte in's Ohr sagte — mit großer, sichtbarer Theilnahme zum Sopha, auf welchem William immer noch in tiefer Ermattung hingestreckt lag. Nach kurzer Prüfung erklärte der Doktor, daß ein heftiges Fieber im Anzuge sey, dessen eigenthümlicher Charakter sich jedoch erst später beurtheilen lasse. Auf Lohrbachs Anordnung waren bereits die Hausgenossen emsig beschäftigt, das Krankenbett aufzustellen. William gab sich in einem halb bewußtlosen Zustande der Pflege seiner für ihn besorgten Freunde willig hin. Da er selbst über die Ereignisse, welche dieser unerwarteten und bedenklichen Ankunft vorhergiengen, noch keine nähere Auskunft zu geben im Stande war, so erfuhr man von seinen Dienern, daß er vor einem Jahre mit zerrütteter Gesundheit zurückgekehrt sey, und vergebens Hülfe bei eini-

einigen der berühmtesten Aerzte gesucht habe. Sie selbst hielten eine neue Reise, besonders um den nachtheiligen klimatischen Einflüssen auszuweichen, für nothwendig zur Genesung. William sehnte sich jetzt ohnehin mehr als jemals, seinen alten, niemals vergessenen Freund Lohrbach wieder zu sehen; aber sey es, daß er sich auf dieser Reise zu wenig Erholung gegönnt, oder daß gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen war, wo sich der langversteckte Krankheitsstoff völlig entwickelte: genug, es sanken die Kräfte von Tag zu Tag so merklich, daß nur mit Mühe das Ziel der Reise zu erreichen war. Die allzuheftige Gemüthsbewegung bei seiner Ankunft, — wo ihm bei der Freude des Wiedersehens wohl zwischen jetzt und ehemals ähnliche Vergleichungen, wie dem Postmeister, sich aufdrangen, — vollendete den Ausbruch des heftigen Fiebers, das ihn jetzt, dem Anscheine nach, einem baldigen Tode entgegenführte.

Leuthold — so hieß Lohrbachs Hausarzt — verzweifelte selbst zuweilen an der Rettung eines Lebens, dem er fast seine eigene Gesund-

heit zum Opfer brachte, indem er in der gefährlichsten Periode der Krankheit oft ganze Nächte durchwachte, um sogleich zur Stelle zu seyn, wenn irgend eine neue Wendung des Uebels schnelle Anwendung veränderter Heilmittel erforderte. Mit nicht geringerer Sorgfalt pflegte der Amtmann seinen Gast. Ihn verließ die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs selbst dann niemals ganz, wenn sein Freund Leuthold der Stärke des Uebels den Sieg überlassen zu müssen fürchtete.

So schwankte es lange, bis einmal am Morgen nach einer ruhig verlaufenen Nacht Leuthold mit freudiger Hast in Lohrbachs Arbeitszimmer trat. „Viktoria!“ rief er: „der Sieg bleibt unser. Die nun eingetretene, entschieden günstige Krisis ist nicht zu verkennen. Unser Kranker wird leben, und, ich hoffe es nach dieser überstandenen, gewaltsamen Anstrengung der Natur, bald zur vollen Gesundheit zurückkehren.“

Der Amtmann drückte den lieben Boten dieser frohen Nachricht mit Entzücken an die Brust, und wollte sogleich hinüber in's Krankenzimmer

eilen. „Gemach!“ sagte Leuthold, ihn zurückhaltend. „Die einfache Ruhe der befreiten Natur tritt an die Stelle unsrer künstlichen Mischmittel. Alle, bis auf die nothwendigste Stärkung, bleiben von heut' an zurückgestellt; aber es werden noch mehrere Tage vergehen, ehe ich dem Genesenden ein zusammenhängendes Gespräch erlauben darf. Mir selbst thut Ruhe noth. Ich übergebe Ihnen Ihren Freund für eine Zeitlang allein, mit der Vorschrift, für ununterbrochene Stille zu sorgen. Sobald ich mich selbst durch den langentbehrten Schlaf erquickt fühle, kehre ich zur gemeinschaftlichen Pflege unsers lieben Kranken zurück.“

„Gott lohne Ihre treue Sorgfalt!“ rief Lohrbach dem Forteilenden nach.

Mit Williams nun täglich merklich fortschreitender Genesung fanden sich der günstigen Stunden immer mehrere, wo Lohrbach in wechselseitiger traulicher Unterhaltung am Krankenbette sitzen durfte. Da aber nach des Arztes Gebot jetzt noch jedes Gespräch vermieden werden sollte, welches allzuheftige Gemüthserregun-

gen besorgen ließ, so suchte er absichtlich die Erinnerungen an eine Vergangenheit entfernt zu halten, die schwerlich von mancherlei schmerzhaften Gefühlen getrennt werden mochte. Lange war indeß der Genesende selbst nicht zurückzuhalten von so manchen Selbstbekenntnissen, welche in den Busen seines väterlichen Freundes niederzulegen, er sich längst gesehnt hatte. In einzelnen Bruchstücken theilte er ihm die Geschichte seiner Verirrungen mit, die wir jedoch hier nicht umständlich wiedergeben wollen; denn wir halten es für gleich unerfreulich für den Erzähler, wie für den Leser, in schlichter Prosa (die kunstreiche Macht der Poesie darf es schon eher wagen) jene traurigen Schritte im Einzelnen zu verfolgen, mit welchen der verführende Dämon ein irrendes menschliches Streben „auf seinem Wege sacht hinabführt.“

Junge Wüstlinge, welche die natürlichen Gaben des Glücks, Gesundheit, Schönheit, ausgezeichneter Stand und Reichthum, und was sonst noch genußfördernd seyn mag, nur allzuleicht blenden und mißleiten, sind sich in der

Heftigkeit ihrer Neigungen, wie in der regellosen Befriedigung einander ziemlich gleich. „Wer einmal,“ sagte Lohrbach in einem seiner Gespräche mit dem jungen Mann, „wer einmal in mißverstandner Freiheit sich aller Mühseligkeit überhebt, die von dem rechten Pfade der Pflicht unzertrennlich zu seyn pflegt; wer sich im verweichlichenden Sinnenleben nur erst dahin überredet, die Tugend für unmöglich zu halten, der ist auch schon nahe daran, das Laster für erlaubt anzusehen; und wo fände sich dann noch Stillstand auf der abwärts führenden Bahn?“ — Eines jedoch, so viel ging aus Williams Geständnissen hervor, Eines hatten ihm mannigfaltige jugendliche Verirrungen nicht zu rauben vermocht, die unschätzbare Himmelsgabe eines natürlich guten, für das Edle und Schöne empfänglichen Herzens. Mußte er auch bekennen, da und dort als Genosse der Schuldigen mitgesündigt zu haben, so durfte er sich doch in keinem Falle als Verführer der Unschuldigen anklagen. Diese liebenswürdige Eigenthümlichkeit des Charakters trat jetzt um so kenntlicher her-

vor, wo die unglücklichen Folgen früherer Thorheit den täuschenden Schleier zerrissen hatten, der einst seine Blicke aufhielt, weiter zu dringen, als der beschränkte Kreis sinnlicher Genüsse es verstattet. Gab er sich Jahre lang, im leichtsinnigen Vertrauen auf eine unverwüstliche Jugendstärke, dem wüsten Drange einer ungeregelten Lebensweise hin, so mußte schon deshalb bald jene Erschlaffung eintreten, welche dann gewöhnlich durch neue Reizmittel geheilt werden soll, die sie doch nur immer unheilbarer machen, bis zuletzt drr sinkende Zustand aller Kräfte jede fernere Selbsttäuschung unmöglich macht. Zu dieser traurigen Erfahrung gesellte sich bei William noch tiefes Gemüthsleiden, dessen er sich früherhin wohl selbst kaum fähig gehalten hätte. — Eine ernste Liebe zu einer der ersten Schönheiten seines damaligen Aufenthaltsortes, einer italienischen Stadt, bemächtigte sich seines ganzen Herzens, und er gedachte, da die Neigung nicht unerwiedert blieb, die Geliebte als Gattin heimzuführen. Doch nicht blos ein unbesiegliches Vorurtheil der Eltern, die allem Frem-

den, besonders aber, wenn es aus England kam, im Innersten abhold waren, sondern kräftiger noch die racherfüllte Feindschaft eines gekränkten Nebenbuhlers, stellten sich seinem heißesten Wunsche entgegen; und nachdem er vergebens durch Gewalt zu erringen versucht, was das Geschick ihm versagte, rettete er endlich nur mit Mühe sein Leben vor den auf ihn gezückten Dolchen gedungener Meuchelmörder. An Leib und Seele verarmt, kam er in sein Vaterland zurück, an welches keine vergütenden Familienbande ihn knüpften; denn Eltern und nahe Verwandte waren ihm schon in früher Jugend gestorben. Vielleicht wäre er hier, wie so mancher Jüngling in seiner Lage, als ein Opfer der Verzweiflung gefallen, hätte ihm die tief gesunkene Kraft so viel Muth übrig gelassen, als immer noch dazu gehört, jene milde Hand gewaltsam hinweg zu stoßen, die das Leben schenkt und erhält. Dies erkannte er jetzt selbst in Lohrbachs veredelnder Nähe. — „Aber,“ setzte er mit schmerzlichem Seufzer hinzu, „wozu ist mir das Leben auf's Neue wieder gegeben worden?

Wer giebt mir mit ihm zugleich die innere Kraft, nach vergeudeter Jugend und verfehlter Bestimmung noch glücklich und der Welt nützlich seyn zu können?“ —

Gerade diese Gemüthsstimmung schien seinem Freunde den günstigen Zeitpunkt anzudeuten, wo er zu den eignen Tröstungen und Erhebungen noch einen Gehülfen bei William einführen konnte, von dessen Beistand er mit Recht eine bedeutende Wirkung erwartete. Es war der zweite Prediger des Städtchens, Namens Reinhard; ein noch junger Mann, aber von ausgezeichneter Bildung des Geistes und Herzens. Wenn es in diesem an und für sich hochehrwürdigen Stande eben nicht zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehört, daß ein Geistlicher schon im Jünglingsalter mannichfachen, oft schweren, Entsagung fordernden Pflichten seines Amtes volle Genüge leistet, so macht es da, wo dieser seltnere Fall sich verwirklicht, um so größern und heilsamern Eindruck; und Reinhard durfte sich dieses Verdienstes und dieses Segens erfreuen. Wie aber fast überall, wo ein ausgezeichnetes

Verdienst erscheint, die äußern, von keiner Willkühr abhängigen Verhältnisse die Gewinnung des innern Schatzes eingeführt und erleichtert haben, damit der Mensch nicht stolz auf seine eigne Kraft und Würdigkeit werde: so war es auch bei Reinhard der Fall gewesen. Die harten Bedrängnisse tiefer Armuth in verwaiseter Kindheit mag man wohl, in Hinsicht der Charakter-Bildung, unter die heroischen Mittel auf Leben und Tod zählen, indem der so Bedrängte entweder moralisch erliegt, oder sich zu einer ungewöhnlichen Stärke erhebt. Der Mittelschlag derer, die weder gut, noch böse, weder kalt, noch warm sind, findet sich am meisten da, wo der sich bildende Mensch mit solchem Widerstande eines ungünstigen Geschickes gar nicht zu kämpfen hatte. Reinhard, von der Natur mit gesundem Verstande und richtigem Gefühle ausgestattet, arbeitete sich aus dem Drucke mannichfacher Bedrängnisse rüstig empor.

Reinhard genoß als armer, von seinen Eltern früh verlassener Knabe das große Glück, einen treuen frommen Lehrer zu besitzen. Was

dieser ihm durch Lehre und Beispiel auf den mühseligen Weg durch ein dürftiges Leben mitgab, ruhte auch in der Folge, als das Glück ihm zu lächeln begann, unauslöschlich in seiner Brust. Hätte er sich verirren können, so würde gewiß eine Begleiterin es verhindert haben, die ihm als ein wahrer Schutzengel zur Seite ging: es war die Dankbarkeit. Gute Menschen hatten sich seiner angenommen; ihrer Wohlthätigkeit verdankte er alle die Mittel, ohne welche es ihm unmöglich gewesen wäre, den Stand zu wählen und den Pfad zu verfolgen, auf welchen ihn seine innerste Neigung hinleitete. Immer, wenn die Kraft des mit Anstrengung arbeitenden Jünglings ermatten wollte, oder wenn ihm irgend eine süße Lockung zu dem reizendern und bequemern Lustpfade reicher Mitstudirenden hinwinkte, da durfte er sich nur fragen: Was werden deine Wohlthäter von dir denken, wenn du ihr großmüthiges Zutrauen täuschest? Da war schnell der vorige Eifer wieder gewonnen, und jede Verführung trat, reizlos und unkräftig geworden, zurück. Mit rein-

bewahrtem Herzen, mit gründlichen Kenntnissen und hervorstechenden Rednergaben zurückkehrend, konnte es gar nicht fehlen, daß man seinen Werth bald erkannte, und ihm, selbst als Jüngling, schon ein Amt anvertraute, das man nur mit seinem würdigsten Namen zu nennen braucht, um seine hohe Wichtigkeit zu beweisen: das Amt eines Seelsorgers.

Den Amtmann Lohrbach kennen wir bereits genug, um es ohne Versicherung zu glauben, daß Reinhard in Kurzem unter seine vertrautesten Freunde gehörte, und daß dieser gegenseitig im Umgang mit dem erfahrnen, weltkundigen Mann gar Vieles gewann, was ihm seine frühern Verhältnisse nicht zu geben vermochten.

Recht mit Sehnsucht hatte Lohrbach auf den schicklichsten Augenblick gewartet, wo die fortschreitende Genesung des Gastes erlauben würde, ihm den jungen, würdigen Freund vorzustellen, und so dem leiblichen Arzte auch den geistlichen beizufügen. Beide, auch unter sich eng verbrüdert, wurden von nun an oft zur Unterhaltung und Erheiterung eingeladen. Blieb dem

Genesenden selbst die eigne lebhafte Theilnahme am Gespräch immer noch untersagt, so durfte er doch wenigstens ein theilnehmender Zuhörer seyn, und schon das wurde ihm bald ein überaus lieber Genuß.

„Ich weiß es mir selbst nicht zu erklären,“ sagte er einmal zu Lohrbach, „warum mir so im Innersten wohl wird, wenn ich den Unterredungen der beiden trefflichen jungen Männer zuhorche. Jeder scheint des Andern Gesinnungen und Gefühle schon im Entstehen zu erkennen, und auch da, wo ihre Meinungen und Ansichten von einander abzuweichen scheinen, finden sie sie doch immer bald wieder im harmonischen Zusammenleben, so wie in einem guten Tonstück alle Dissonanzen, in den Grundakkord aufgelöset, stets ihren Ruhe- und Einigungspunkt finden; und dieser ruht in ihrem Herzen, denn fast möchte man sagen, sie hätten beide nur Eines! — Freund! wie soll ich's Ihnen verdanken, daß Sie mich mit so herrlichen Menschen bekannt gemacht haben? Wie spricht mich nun auch wieder dieser Prediger an! Wie erquickt mich sein

heiterer, lebensfroher Sinn bei der sichtbaren Enthaltung von allem Mißbrauch des Lebens! Wie gern folge ich selbst seinem religiösen Aufschwunge, obgleich —" Hier schwieg William stockend, und ein tiefer Seufzer drängte sich ihm aus der Brust.

Lohrbach wollte für jetzt nicht in den eigentlichen Sinn dieses beseufzten „Obgleich" eindringen, und setzte lieber das von William begonnene Lob der beiden Freunde fort. Besonders fügte er in Bezug auf Reinhard die Bemerkung hinzu: „Es ist doch etwas ganz Eigenes, ja ich möchte sagen, Wunderbares und Geheimnißvolles um die Kraft der Religion, wenn sie sich in einem reinen, jugendlichen Gemüthe lebendig offenbart! Was dieser Reinhard in den Ergüssen eines lieberfüllten Gemüthes über Gott und göttliche Dinge uns mittheilt, das haben wir dem Wesen nach längst gehört oder gelesen; aber gewinnt es nicht hier gleichsam höhere Kraft und eine mehr begeisternde Gestalt, eine Beweiskraft, die sich unmittelbar aufdringt, indem sich das, was erwiesen werden

soll, durch ein ganzes, rein abgeschlossenes Leben darstellt? Ist es nicht, wenn man ihn von den erhabenen Hoffnungen der Zukunft sprechen hört, die doch in unendlich vielfacher Form und Wendung von Philosophen, Gottesgelehrten und frommen Dichtern unserm Geiste vorübergeführt worden, ist es dann nicht, als hätten wir nun dennoch eine ganz neue Ansicht des erhabenen Gegenstandes gewonnen? Fühlen wir nicht eine Ueberzeugung, die wir eben mit keinem andern Beiwort zu bezeichnen wissen, als daß wir sie lebendig nennen; eine Ueberzeugung, die uns ins innere Heiligthum führt, während uns alle philosophischen Entwickelungen, kirchliche Glaubenssätze und poetische Phantasieen nur bis zum Eingang geleiten?" —

Aber auch auf dieses antwortete William mit leisem Kopfschütteln. „Ich habe früherhin einmal das Werk eines Ihrer größten Dichter gelesen, und eine Zeile daraus wiederholt sich mir seitdem immer auf's Neue — gewiß, weil sie so ganz für mich und meinen Zustand paßt: „Die Botschaft hab' ich wohl; allein mir fehlt

der Glaube.““ William sprach diese Worte mit einem gewissen schmerzhaften Gefühl aus; etwa wie Einer, der uns von einem erlittenen großen Verlust erzählt. — Und in der That war wohl unter den übrigen empfindlichen Folgen einer leichtfertig verscherzten Jugend dieses der größte Verlust, daß gerade jene Gegenstände, deren Anschauen und Auffassen die edelsten und höchsten Kräfte des menschlichen Geistes in Anspruch nehmen, ihm in eine so weite Ferne entrückt worden waren, die ihn am Ergreifen derselben verzweifeln ließ.

„Seyn Sie getrosten Muthes!“ sagte Lohrbach; „mit der stärkern Sehnsucht nach dem Ziele verstärkt sich auch die Kraft, es zu erreichen; und das eifrige Streben nach der Höhe wird bald zum aufwärtshebenden Fluge.

„Der Adler besuchet die Erde; doch säumt er nicht,

Schüttelt vom Flügel den Staub, und kehret zur Sonne zurück.“

Auch das ist ein sinn- und trostvolles Wort eines deutschen Dichters.“

Lohrbach hatte sich in seinen schönen Hoffnungen nicht betrogen. In den folgenden Zusammenkünften der Freunde, zu welchen sich nun gewöhnlich auch der Postmeister einfand, gewann die Unterhaltung immer mehr eine Richtung, welche man nicht verfolgen kann, ohne daß mit jedem neuen Fortschritte sich alle Zweifel lösen, und neue Aussichten nach jener Richtung hin aufthun, in welcher des Geistes rastloses Streben den seligen Ruhepunkt, des Herzens tiefstes Sehnen seine vorige Heimath findet.

Mit diesen erhebenden Gesprächen ließ Reinhard, der edlen Kunst vollkommen mächtig, schönen Gedanken immer den schönsten Ausdruck zu geben, nun auch gewählte Vorlesungen abwechseln. Die Wahl aber traf nur solche deutsche Schriften, welche die Phantasie des Lesers stets um edlerer Zwecke willen in Anspruch nehmen; nicht jene buntschillernden Spielbilder und Nebelgestalten einer abenteuerlich träumenden Einbildungskraft, die nur augenblicklich belustigen, um dann spurlos zu zerfließen, sondern nur jene

Dich-

Dichtungen, welche als Töchter der ewigen Wahrheit blos darum in reizender Verhüllung die Augen der Sterblichen auf sich lenken, um die Herzen für ihre unsterbliche Mutter zu gewinnen.

Eine Bekanntschaft vorzüglich ließ bei William den tiefsten Eindruck zurück; die Bekanntschaft eines der größten, vielseitigsten, wärmsten und geistreichsten Schriftstellers unter allen, die jemals unser Vaterland zu Ehren erhoben — Herders! Seine geistvollen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" mußte der Vorleser wiederholt beginnen, und niemals folgte der entzückte Zuhörer jenen Betrachtungen, welche den Gang der Geschichte großer Völker, wie das Gemüthsleben einzelner, aus den Weltbegebenheiten hervortretender, Geister mit umfassendem Scharfblick, oft nur in wenigen und doch so trefflichen Zügen darstellen, ohne sich dadurch immer auf's Neue erhoben, veredelt, ja erquickt und getröstet zu fühlen. Denn so wie er dort im Großen den wunderbaren Weg

nicht mehr verkannte, der Nationen allmählig aus der Nacht zum Licht, aus Irrthum, Verkehrtheit und feindseliger Trennung zum Gefühl für Wahrheit, Tugend und sittlicher Vereinigung hinüberleitet: so glaubte er nun auch in seinem eigenen Lebensgange die Vaterhand stets deutlicher wahrzunehmen, die ihm aus der traurigen Wüste, wohin ein irrendes, blos sinnliches Streben führt, zum edlern Ziele, zu einer sittlich geregelten Willensfreiheit und zu einer wahrhaft nützlichen Thätigkeit hinüber winkte.

Eine heilsamere Nachkur hätte der brave Reinhard auf die ärztliche Behandlung seines Freundes Leuthold wohl nicht folgen lassen können. Auch war es sichtbar, wie sich durch den emporgerichteten Geist, durch den belebenden Blick auf einen edlen, festen, neuen Wirkungsplan auch zugleich die Körperkraft stärkte und hob; so daß Leuthold dem Amtmann gern nachgab, welcher des Freundes Genesungsfest an einem der nächsten, vom heitern Himmel des

milden Herbstes begünstigten Sonntage im Freien seines Gartens zu feiern wünschte.

Dieser geschmackvoll angelegte Garten lehnte sich, hinter dem Amthause beginnend, mit schönen Blumenstöcken und Buschpflanzungen verziert, und von fruchtreichen Obstbäumen überragt, sanft an einem Hügel hinan, dessen oberste Höhe schattige Laubengänge bekränzten. Es war dieses dieselbe Stelle, deren Fernsicht unserm William bei seinem ersten Besuche ein so inniges Wohlgefallen am reizend gelegenen Oertchen einflößte, das ihm die treubewahrte Liebe jetzt so dankbar vergalt. Dort hatte Lohrbach unter einem Zeltschirm die Tafel aufstellen lassen, woran sich die Freunde zum festlichen Mahle am bestimmten Tage der gemeinsamen Feier versammeln wollten. Wie man aber dergleichen feierlich frohe Feststunden des Lebens, um die gemeinschaftliche Lust zum höchsten Gipfel zu erheben, wo möglich noch mit einigen nicht minder herzerfreuenden Beiwerken auszu-

schmücken pflegt, so hatte man auch hier eine dreifache Feier vereinigt. Williams Genesungsfest sollte zugleich Reinhards und Leutholds Verlobungstag werden.

Die beiden Freunde hatten sich zwei, eben so eng verbündete Freundinnen gewählt. Reinhard wurde durch Luisens Hand, einer Nichte des Amtmanns, beglückt, und Leuthold reichte die seinige Carolinen, einer Tochter des Postmeisters. Die Jungfrauen standen jetzt in der Blüthe ihres Frühlings. Luise, schön und geistreich, Caroline, wenn auch weniger durch äussere Schönheit ausgezeichnet, doch nicht minder liebenswürdig durch gemüthsvolle Bildung; beide höchst einfach für den beschränkten Kreis stiller Häuslichkeit erzogen; beide sich in reiner herzlicher Liebe den jungen Männern zuneigend, die sie zugleich in so vielfachen Beweisen ihrer edlen Wirksamkeit innigst verehren mußten. So durch das wechselseitige beglückende Verhältniß verbunden, gingen sie in süßer Eintracht der

Stunde des heiligen Gelübdes, der Hoffnung entgegen. — William hatte die trefflichen Mädchen, so bald sein Siechthum sich zur entschiedenen Besserung hinneigte, ebenfalls als seine Wohlthäterinnen kennen gelernt, da sie es waren, welche bisher im Stillen so Vieles angeordnet und besorgt hatten, was zu seiner Krankenpflege erforderlich war. Immer kam, wenn ihn irgend eine Labung vorzüglich erquickte, dieselbe aus Luisens und Carolinens zubereitenden Händen. Sie mußten von dem Tage an, wo ihm sein Zustand erlaubte, ihnen selbst zu danken, auf sein dringendes Bitten oft an den gemeinschaftlichen Unterhaltungen und Vorlesungen Antheil nehmen; da konnte denn der geheime Bund der Liebenden nicht lange dem feinen Beobachter entgehen, und er selbst trug nicht wenig dazu bei, die öffentliche Erklärung schneller herbeizuführen. Weder die frühverwaisete Luise, noch auch Caroline, als die Tochter eines kinderreichen Hauses, vermochte dem künftigen Gatten ein bedeutendes Heirathsgut zu-

zubringen; und gerade in diesem, vielleicht bisher die Verbindung verzögernden Umstand fand der reiche Gast eine erwünschte Gelegenheit, seiner begeisterten Dankbarkeit einen fühlbarern und bleibendern Ausdruck zu geben, als Worte es vermocht hätten.

„Was ich den beiden Männern schuldig bin, die Sie mir zugeführt haben,“ sagte er in einer Unterredung mit Lohrbach, die sich auf jene Verbindung bezog, „das unternehme ich nicht, durch irgend eine Bezahlung zu vergüten. Dagegen aber bedinge ich mir aus, Leutholds und Reinhards Gattinnen so ausstatten zu dürfen, als ob ich ihr Vater wäre.“ In der That fiel diese Mitgabe so ansehnlich aus, daß die jungen Paare nunmehr aller Sorgen wegen des Aufwandes, den die erste Einrichtung eines eignen Hauswesens zu erfordern pflegt, gänzlich überhoben seyn konnten.

Auf solche Weise immer enger umschlungen vom zarten Bande, welches wechselseitige Liebe und Dankbarkeit um die vereinten Freunde ge-

knüpft hatte, traten sie in den schönen Festtag ein, welchem der Himmel mit dem reinsten Aetherblau zulächelte und seine mildesten Lüfte sendete, so daß man sich sömmerlich wohl im Freien fühlte, und den begonnenen Herbst nur an Spätblumen farbenfunkelnder Astern und am goldgelben Laub der Pappeln erkannte.

Die Morgenstunden waren der gottesdienstlichen Feier gewidmet, in welcher Reinhard mit einer Rede auftrat, die nicht blos den Genesenen, an welchen sie zunächst gerichtet schien, sondern alle Zuhörer auf gleiche Weise rührte und erhob. In jener seligen Stimmung, wohin uns die Freude nur dann versetzt, wenn sie sich mit religiösem Gefühl, mit der Ahnung des Höchsten, Besten und Dauerndsten aller Geistesgenüsse vereinigt, reichten sich die Freunde nach dem Schluß der frommen Rede die Hände, um Paar bei Paar zur schöngeschmückten, im herbstlichen Blumen- und Frucht-Reichthum prangenden Stelle hinzuwandeln, wo ein kleines Festmahl sie erwartete.

Zwischen heitern Wechselgesprächen, in deren Genuß man aller Zeit vergaß, waren einige Stunden verflossen. Die Freude hatte sich durch die genußreizenden Gaben, welche die beiden Bräute aus Küche und Keller gespendet, immer mehr gesteigert; William, dem jetzt ein mäßiger Genuß des Weines wieder verstattet war, hatte eine Heiterkeit gewonnen, welche an die schöne Blüthe zurückerinnerte, worinn er einst hier zum ersten Male die wohlgefälligen Blicke der Freunde auf sich gezogen hatte.

„Heute,“ sprach er, „fühle ich mich erst ganz genesen, ja, neugeboren! Jene Zeit, die mir Eure Bekanntschaft, Ihr Lieben, schenkte, lag zeither immer so weit hinter mir zurück; jetzt ist sie mir plötzlich wieder ganz nahe gerückt. Alle Bilder jener ersten Begegnung haben sich mir so lebhaft aufgefrischt, als hätte sie der gestrige Tag in meine Erinnerung eingezeichnet. Auf dieser unvergeßlichen Höhe finde ich mich wieder, wie in jenem Momente,

der mich mit treuer Liebe zur reizenden Gegend und zu meinem Lohrbach erfüllte, die späterhin — ach, fast allzu spät! — den Zurückkehrenden aufnehmen und, ihn heilend, zu einer ganz andern Gesundheit, zu einem andern höhern Glück hinlenken sollte, als er früher gekannt und ersehnt hatte. Unter jenen Akazien — — Aber, Freunde!“ unterbrach er hier seine Rede, da jene Vergangenheit, so lebendig, als wäre sie Gegenwart, vor seine Seele trat: „Schon einige Male war ich im Begriff, eine immer wieder vergessene Frage nach jenen armen Knaben zu thun, die mir dort in der Abschiedsstunde die gute Lehre mit auf den Weg gegeben, meinem Glück nicht allzudreist zu vertrauen. Leben Beide noch? Und ist die väterliche Bemühung, die Sie auf ihre Erziehung zu wenden versprachen, nicht ganz erfolglos geblieben?“

Lohrbach hatte sich lächelnd erhoben, um zu antworten; aber in demselben Augenblick über-

mannte ihn eine Rührung, welche dieses Lächeln in wortlose Wehmuth der Freude auflöste, und Alle erhoben sich, vom gleichen Gefühle ergriffen. Die Verlobten hatten sich herzu gedrängt und drückten die Hände des Erstaunten mit Thränen kindlicher Dankbarkeit an ihre Lippen, an ihr Herz. — Williams Frage und diesen Augenblick der Entdeckung hatte man ja gerade am heutigen Tage so sehnsuchtsvoll erwartet!

„Mein Gott!“ rief William, vom süßen Schreck einer aufdämmernden Ahnung heftig bewegt, „— wäre es möglich! Diese meine jungen Freunde — —“

„Sie sind es selbst,“ sprach Lohrbach, „Gottfried Reinhard, und Johannes Leuthold — die Zöglinge Ihrer Wohlthätigkeit!“ — „Um meine Wohlthäter zu werden!“ sagte William in tiefer Rührung. „O Ihr theuern Menschen! Wie habt Ihr mir so überschwänglich vergolten! — Aber laßt mich,“ setzte er, sich von den Umarmenden, Weinenden, Dankenden los-

windend, hinzu: „mein Herz erliegt fast unter der höchsten, der schönsten Ueberraschung meines Lebens. Gönnt mir ein paar einsame Augenblicke, mich zu sammlen!“ — Er eilte den Laubengang hinan, und die Freunde erblickten ihn auf jener Terrasse, wo ihn Lohrbach zuerst gefunden, auf's Knie hingesunken und die gefalteten Hände zum leuchtenden Abendhimmel emporrichtend.

„In diesen geweihten Augenblicken,“ sprach er, mit heiterverklärtem Gesicht zurückkehrend, „hat sich der Plan meines künftigen Lebens, wie ich ihn längst in der Stille entwarf, nun unwiderruflich befestigt. Ja, meine Freunde! ich bleibe bei Euch! — Ein kleines Landgut, das man, wie ich vernommen, hier in der Nähe zum Verkauf ausbietet, soll mein Eigenthum werden und mich zu Eurem treuen, glücklichen Nachbar machen. Dort sollen meine beiden älteren, vielerfahrnen Freunde Lohrbach und Werner mich bauen und pflanzen lehren; für

die beiden jüngeren aber habe ich einen andern Pflanzgarten ausersehen. Ich stifte ein Erziehungshaus für verwaiste Knaben, und hoffe dabei gewiß nicht vergebens, daß Reinhard und Leuthold die Aufsicht und Leitung dieser Anstalt unter sich theilen werden.“

Jetzt drängten sich Alle aufs Neue um ihn her, und das stille Entzücken der nun für immer Vereinten löste sich auf in den lauten Jubel der Wonne.

Blätter

aus meinem

militärischen Tagebuche.

Als am 18ten Januar 1814, dem Neujahrstage der Russen, die schwankenden Joche der Rheinbrücke bei Basel den Uebergang von vielen Tausenden der alliirten Feinde Frankreichs trugen, gehörte auch das Regiment, bei dem ich damals stand, zu einer großen Reitermasse, die an diesem Tage das linke Ufer des Rheins betrat. Der beschwerliche Winterfeldzug hatte begonnen, wir hatten bei Bar sur Aube und im Gefolge der Schlacht von Brienne Vortheile errungen, aber immer noch bot uns der kühne Feind und sein gewaltiger Führer mit wechselndem Kriegesglücke die Spitze. In jener Zeit ward ich eines Tages mit einer Abtheilung Ulanen auf Patrouille entsendet; wir fanden den Ort unserer Bestimmung bereits vom Feinde geräumt, nur noch einzelne Reiter ließen sich sehen, und auch diese machten sich eilig davon, als wir

näher kamen. Sie hatten jedoch ihre Carabiner auf uns abgefeuert, und mein Unstern wollte, daß eine dieser Kugeln mich im Fuß gefährlich verwundete.

Da ich ausser Stande war, weiter zu reiten, so machten die Ulanen aus ihren Lanzen und Fourageleinen ein Gestell, worauf sie mich zum nächsten Dorfe trugen, an dessen Ende wir ein großes Schloß liegen sahen. Als der sich langsam fortbewegende Zug den Ort erreicht hatte, war es bereits dunkel, aber das Klirren der Säbel meiner, ihre Pferde am Zügel führenden, Reiter, das Bellen der Hunde und Trappeln der Rosse, brachte die ganze Dorfschaft auf die Beine. Mit Laternen und Holzbränden kam man aus allen Häusern, mich zu beleuchten. — „Der arme Mensch! wird er sterben? — Wie er noch jung ist! — Wird denn kein Arzt kommen?“ — So hörte ich die Frauen rufen. — „Währte das Gefecht lange? — Sind auch Franzosen geblieben? — Wer war Sieger, und wo stehen unsere Freunde? — Man muß entgegen und mit

ihnen

ihnen allen diesen Fremden den Garaus machen!" raunten die Männer sich zu.

Endlich im Vorhofe des Schlosses angekommen, sahen wir durch die Zweige noch unbelaubter alter Linden, wie Lichter eilig durch die Zimmer des Hauses getragen, Fenster erleuchtet und wieder verdunkelt wurden, dann giengen die Flügelthüren auf, und unter Rufen und Schelten kam das Gesinde des Hauses hervor. Vom ersten Zimmer, das sich zunächst der Hausthüre fand, nahmen die Ulanen für mich Besitz; ein Bette ward eilig herbeigeschafft, und ich darauf gelegt. — Nach Verlauf mehrerer Stunden kam ein französischer Arzt aus dem nächsten Städtchen an und ich sah bald, daß ich in den Händen eines erfahrnen Mannes war, dem, weil er lange in Napoleon's Armee gedient, gerade der Theil seiner Kunst, den ich in Anspruch nahm, durch häufige Praxis am geläufigsten seyn mochte.

Indeß nun so für mich das Nöthige geschehen, hatte ein Theil der Ulanen vor dem Dorfe Wache gehalten, die Andern aber im Schloßhofe ihre Pferde gefüttert und damit hatten sie,

bis der Tag anbrach, unter sich abgewechselt. Ich durfte das Commando jetzt nicht länger bei mir aufhalten, es mußte zum Regiment zurück. Mit ihren Unteroffizieren kamen die Reiter noch, ehe sie aufbrachen, an mein Bette; Jeder gab mir zum Abschiede treuherzig die Hand, und mancher feste Druck und trübe Blick eines braven Mannes sprach die Theilnahme der Scheidenden aus.

Von dem Arzte, der bis dahin geblieben war, erfuhr ich das Nähere über meinen jetzigen Aufenthalt. Ich war zu Lecheres im Schlosse der Gräfin Cabanac, einer achtzigjährigen Dame, die sich nach einem ihr zugehörigen Forsthause im Walde geflüchtet hatte, seit vor und nach der Schlacht von Brienne diese Gegend bedroht war, ein Schauplatz des Krieges zu werden. Im Schlosse waren nur einige Leute von der niedern Bedienung zurückgeblieben, so daß für meine Pflege von Seiten des Hauses nur sehr mittelmäßig gesorgt ward; desto eifriger waren mein Bedienter und ein Ulan, den ich bei den Pferden zurückbehalten hatte, bemüht,

durch ihre treue Anhänglichkeit nach Möglichkeit das Fehlende zu ersetzen.

In der zweiten Woche meines Aufenthalts im Schlosse, kam die Gräfin zurück. Zu sehr an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, hatte sie in der ärmlichen Wohnung ihrer Dienstleute nur so lange verweilt, als zu ihrer Sicherheit durchaus nöthig schien. Der Abzug der Alliirten aus dieser Gegend, nachdem sie zur Aufrechthaltung der Ordnung Commandanten in den Städten zurückgelassen hatten, bewog die Gräfin, das Schloß wieder zu beziehen. Mit der Dame kamen: ihre Gesellschafterin, der Haushofmeister, der Koch und einige Andere der Dienerschaft. Jetzt gewann das ganze Hauswesen ein verändertes Ansehen. Der Maitre d'hotêl, ein alter freundlicher Mann, in seinem ganzen Aeußern das Bild der Ordnung und Sauberkeit, vom gepuderten Scheitel, dem braunen, ein wenig mit Seide gestickten Fracke, den schneeweißen Manschetten und der zierlich verbrämten Weste bis auf die grau-seidenen, geflammten Strümpfe und die großen, silbernen Schuhschnal-

len, kam, mich im Namen seiner Herrschaft zu becomplimentiren. Auf seine Veranlassung ward ich sogleich in ein viel schöneres Zimmer getragen, das allerdings dem Glanze des Hauses mehr entsprechen mußte, denn die guten Ulanen hatten bei Besitzergreifung meiner ersten Wohnung den Portier in seinen Rechten gekränkt; so kam erst jetzt der Mann zu dem Seinigen. Als ich in dem neuen Zimmer etablirt war, hatte ich die Ehre, den Besuch der Gräfin zu empfangen.

Wie vermag ich den tiefen Eindruck wahrhaft zu schildern, den die ehrwürdige Dame auf mich machte, als sie, begleitet von ihrer Gesellschafterin, eintrat, wie ein treues Bild zu entwerfen von dieser ausserordentlichen Frau! — Jugend und Schönheit schienen hier den Zierden des Alters, der Würde und Milde, nur darum gewichen zu seyn, damit die unvergänglichen Güter des menschlichen Lebens, die Güte und Frömmigkeit, nur noch klarer und herrlicher sich aussprechen könnten in den edelsten Zügen. Dennoch ward ein solches Aeussere im Ungewöhnlichen

beinahe noch übertroffen von der Lebendigkeit des Geistes der betagten Frau. Mit welcher Freundlichkeit sie sprach, als sie sich erkundigte, ob ich denn nun auch Alles habe, was ich bedürfe; wie es ihr so leid thue, daß bisher so wenig für mich geschehen sey; mich dann über mein Unglück tröstete, und ich nun erzählen mußte von meinem Vaterlande und allen Lieben in der Heimath. Da empfand ich es, wie beglückend die Theilnahme guter Menschen im Unglück ist.

Von diesem Tage an durfte ich mich oft und lange des Besuches der Gräfin erfreuen, die mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt jedem meiner Wünsche zuvor kam. Ich hätte alle Ursache gehabt, den Umständen nach zufrieden, ja glücklich zu seyn, wenn nicht die unwiderstehliche Sehnsucht, bei meinen Kameraden zu seyn und ihr Schicksal zu theilen, mir manche trübe Stunde gemacht hätte. Die Gräfin bot Alles auf, mich zu zerstreuen. Ihre Gesellschafterin, eine äusserst liebenswürdige Dame von hoher Bildung, las vor oder sang hübsche französische Lieder unter Begleitung der Harfe; doch zog ich dem

Allen die Unterhaltung der Gräfin vor, die am interessantesten ward, wenn es ihr gefiel, von den Begebenheiten ihres Lebens zu reden.

Die Gräfin hatte gegen dreißig Jahre unter den glänzendsten und glücklichsten Verhältnissen am französischen Hofe gelebt und dann das Schicksal ihrer Standesgenossen in allen Schrecknissen der Revolution getheilt, wo nicht im Unglück übertroffen. Damals seit wenig Jahren Wittwe, lebten der Mutter zum Trost und zur Freude in der Blüthe ihrer Jahre drei Söhne. Der älteste Graf war Capitain in einem Cavallerie-Regimente, der zweite Garde du Corps des Königs, und der dritte hatte so eben seine Studien vollendet, als die Revolution ausbrach.

Beim Sturme des wüthenden Pöbels auf das Schloß von Versailles am Morgen des 6ten Oktobers 1789 fiel der Garde du Corps in treuer Vertheidigung seines Herrn. — Der älteste Graf hatte in seinem Regimente bei mehreren Gelegenheiten zu entschieden die Parthei des Königs genommen, als daß er hätte wagen können, in Frankreich zu bleiben, da das König-

thum untergieng. Er war über Holland nach England emigrirt. Die Gräfin hatte mit ihrer Abreise aus Frankreich zu lange gewartet, es hätte nur noch mit der höchsten Gefahr geschehen können; so blieb sie denn auf einem Schlosse bei Nantes, das sie von ihren Aeltern ererbt und schon seit dem Tode ihres Mannes bewohnte. Graf Heinrich, der jüngste der Brüder, war mit ihr, da ihn die Unruhen verhinderten, irgend eine Laufbahn zu ergreifen.

Es war das Jahr 1793 heran gekommen. Im niedern Poitou wehten die Fahnen der Königlichen, aus den benachbarten Provinzen strömten die Gleichgesinnten ihnen zu, vor Allen der noch nicht emigrirte junge Adel. An dem düstern, wehmüthigen Schweigen ihres Sohnes erkannte die liebende Mutter seinen innern Kampf zwischen der doppelten Pflicht, und mit Zittern sah sie den Tag kommen, wo er sie verlassen und auch zum Kampfe gehen würde auf Leben und Tod. Beide vermieden es ängstlich, über den Bürgerkrieg zu sprechen; die Mutter, weil jede Erörterung über denselben die Abreise des Soh-

nes unausbleiblich nach sich ziehen mußte, der Sohn aber konnte sich immer noch kein Herz fassen, der bekümmerten Mutter zu sagen, wozu er dennoch entschlossen war.

So standen die Dinge; da ward in einer dunklen Nacht leise an des Schlosses Thüre geklopft. Zwei Bauern verlangten eingelassen zu werden, und als der Portier zögerte, bedurfte es nur zweier Worte des Einen und sie waren im Schlosse. Zum Zimmer des jungen Grafen giengen die Männer; der, als er aus dem Schlafe aufgeschreckt, seinen ältesten Bruder und einen Vetter des Hauses in den Verkleideten erkannte. Am andern Morgen, wie die Gräfin zur gewöhnlichen Zeit ihren Heinrich empfieng, führte er in ihre Arme Carl, den lange entbehrten, heißgeliebten Erstgebornen. —

Carl und sein Begleiter waren nicht längst, wo die Unruhen in der Vendée einen ernstern Charakter angenommen hatten, mit Gefahr ihres Lebens von England herüber gekommen; aber schon hatten sie in jenen blutigen Tagen von Fontenay mit den Königlichen gegen die

Blauen gefochten. Sie benutzten die Zeit momentaner Waffenruhe, Nachrichten von den Republikanern einzuziehen, die Gräfin zu sehen, und Heinrich ihren Fahnen zuzuführen.

Nach harter Trennung, unter tausend Thränen der armen Mutter, zogen mit Wiedereintreten der Nacht nun beide Brüder und der Freund dahin, wohin Pflicht und Ehre den französischen Edelmann zu rufen schien.

Die Gräfin wagte jetzt nicht länger, allein auf dem Schlosse zu bleiben, sie bezog unter fremdem Namen eine kleine Wohnung in Nantes. Hier erfuhr sie nur zu bald den Tod ihres Heinrichs, der schon beim Sturm auf Saumur heldenmüthig sein Ende gefunden hatte, und als mit Ablauf desselben Jahres das Glück der Vendéer zu Grabe gieng, war auch Carl, seit er in einem Treffen schwer verwundet worden, spurlos verschollen.

Wie um diese Zeit Nantes der Schauplatz ungeheuerer Mordscenen ward, als die halbe Bevölkerung der Vendée dahin getrieben wurde, um, ohne Unterschied des Alters und Geschlech-

tes, in den Fluthen der Loire ersäuft zu werden, ward die Gräfin durch wenige Zeilen von unbekannter Hand gewarnt. Man schrieb ihr: „sie sey als Mutter eines Vendée-Offiziers erkannt, nur schnelle Flucht könne sie dem sichern Tode entziehen.“ —

Das Zureden zweier treuen Leute und die Liebe zum Leben besiegten endlich den dumpfen, theilnahmlosen Schmerz der verwaiseten Mutter; sie ließ es geschehen, daß jene Beiden, ihre Kammerfrau Victoire und Pierre Dachet, ein treuer Diener, Anordnungen zur Flucht machten.

Am nächsten Morgen sah man durch die Strassen von Nantes einen rüstigen Bauer zwei Esel vor sich hertreiben, die zu beiden Seiten große Körbe trugen. Auf dem gepolsterten Sattelkissen jedes der Thiere aber saß eine Bäuerin, mit den Füssen gemächlich in einem der Körbe ruhend, wie die Landleute aus der Bretagne zu thun pflegen, wenn die zur Stadt gebrachten Erzeugnisse verkauft sind und sie der Heimath wieder zueilen. Bei der alterthümlichen Kirche von St. Nicolas, wo ihr Weg vorüber gieng, fanden sie

sich durch eine tobende Volksmasse aufgehalten und auch zum Umkehren war es zu spät, denn hinter ihnen rückte unter dem Schalle des Marseiller-Marsches ein Bataillon Nationalgarden heran; es kam, die Schlachtopfer dieses Tages, einige Hundert Vendéer, abzuholen, die in jener Kirche eingeschlossen waren.

Die hohen Pforten des Gotteshauses thaten sich auf und die Unglücklichen traten hervor, herzzerreissende Bilder menschlichen Elends. Ernste Resignation, lauter Jammer und blasse Todesfurcht, frommes Beten und verzweifelte, rasende Wuth giengen Hand in Hand denselben, den letzten Weg. Aber erbarmlos, erhitzt von Wein und Mordlust, sangen die Jakobiner von Nantes patriotische Lieder zum Takte der rauschenden Musik, laut übertönend die Klagen ihrer wehrlosen Feinde.

Im Gedränge waren die Bretagner, in denen wir die Gräfin und ihre treuen Begleiter wieder finden, der Kirchthüre so nahe gekommen, daß sie gegen ihren Willen Zuschauer dieser Scene seyn mußten. Bleich und zitternd

saß die Gräfin und vermochte nicht, den leisen Winken ihres besonnenen Dieners zu folgen, die Fassung heischten; als aber gar ein junges Weib aus der Vendée ihren halbnackten Säugling hoch empor hielt und laut weinend schrie: „Wer nimmt das unschuldige Kind, wer will ihm Mutter seyn? Seht, o ich bitte, seht den lächelnden Knaben!“ — Da, ihrer selbst nicht mehr mächtig, Alles um sich her vergessend, nur dem Drange ihres Herzens folgend, rief die Gräfin: „Ich, ich! die unglückliche Mutter, die keinen Sohn mehr hat!“

So groß der Lärm auch seyn mochte, waren die Worte der Gräfin dennoch einer Furie von Weibsbild nicht entgangen, die in zerrissenen Kleidern und verworrenem Haar, taumelnd vor Trunkenheit, zur Seite stand. Und die Gräfin einen Augenblick anstarrend, packt sie den Arm der Dame plötzlich und schreit auf: „He da, Weib! wo sind denn Eure Söhne, wer seyd denn Ihr, — wohl auch von denen da drüben? Ja, ja, es ist noch Platz in der Loire!“ — Jetzt um sich sehend, scheint sie Je-

mand zu suchen; vielleicht um die Arretirung der Gräfin zu fordern. Da im raschen Entschluß tritt Dachet vor, und wie aus Versehen, faßt er im sichern Stoß und in ganzer Kraft mit seinem eisenbeschlagenen Absatz die Spitze vom nackten Fuß des Weibes, daß die Zehen brechen und sie im ungeheuern Schmerz zu Boden sinkt. Des Augenblickes nimmt Victoire wahr, drehet die Esel um und gewinnt glücklich das Freie, ehe die Betäubte zu sich kommen kann; Dachet aber entweicht auf der entgegengesetzten Seite, verfolgt von den wüthenden Schmähungen des Weibes, die, trunken wie sie ist, über den Feind ihrer Füsse der mitleidigen Mutter nicht mehr gedenkt.

Auf Umwegen hatten die Fliehenden sich wieder zusammen gefunden. Am Thore ruft die Wache sie an. Dachet kennt die Losungworte des Tages und rasch gibt er sie ab. „La nation, les sanseulottes et Carrier!“ sagt er. Jetzt hält ihn nichts mehr auf.

Um Blois, das erste Ziel der Reisenden, zu gewinnen, zogen sie die Loire hinauf, Angers

umgehend. Sie wußten, daß hier, wie zu Nantes, schauerlich Gericht gehalten ward über die Königlichen; aber erst nach Jahren sollte die Gräfin erfahren, daß in der Zeit ihrer Flucht nach Blois, vielleicht an dem Tage selbst, wo sie Angers liegen sah, in dessen Mauern zwölf Vendée-Offiziere erschossen wurden, unter ihnen mit kaum vernarbten Wunden — ihr Sohn Carl.

Unter steter Furcht und allen Mühseligkeiten einer solchen Reise ward endlich, über Tours, Blois erreicht. Frühere Verbindungen und reiche Geschenke verschafften der Gräfin von den Machthabern dieses Ortes unter fremden Namen Päße für das Ausland.

Die Bretagner und die treuen Esel blieben in Blois, dafür reisete ein Kaufmann aus Bern, mit seiner Frau und Schwiegermutter, im bequemen Wagen der Grenze zu.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der Schweiz gieng die Gräfin nach Wien, wo sie so lange blieb, bis Napoleon die Rückkehr der Ausgewanderten gestattete und ihnen ihre noch nicht verkauften

Besitzungen zurück gab. Sie fand sich vor den meisten ihrer Unglücksgefährten begünstigt, denn durch Zufall hatte mehr als die Hälfte ihres Eigenthums keine Käufer gefunden; dazu gehörte das Schloß von Lechères.

Victoire hatte sich in Wien mit einem Franzosen verheirathet, jener stattliche Haushofmeister der Gräfin aber, dessen ich früher gedacht habe, war kein Anderer, als Pierre Dachet, der treueste Diener seiner alten Herrschaft.

Bald nach meiner Ankunft in Lechères hatte ich dem russischen Commandanten in Joinville, einer vier Lieus entfernten Stadt, davon Anzeige machen lassen und öfter meinen Ulanen zu ihm geschickt, um Nachrichten vom Gange des Krieges zu erhalten. Hatten die Mittheilungen immer günstig gelautet, neue Siege der Allirten und die nahe Einnahme von Paris verkündet, um so mehr war ich erstaunt, als eines Tages Graudenz, jener Ulan, ein Billet vom Commandanten deß Inhalts brachte:

„Französische Cavallerie sey im Anzuge, kaum noch eine Stunde von Joinville entfernt; ein

um so unerklärlicheres Ereigniß, als man gewiß wisse, daß die alliirten Armeen wenigstens 15 Stunden vorwärts, auf Paris zu, ständen." — Bei seinem Abreiten von der Stadt hatte Graudenz bereits die Kosaken des Commandanten mit französischen Chasseurs flankiren und sich auf Chaumont zurückziehen gesehen; um so eiliger hatte er selbst ihm wohlbekannte Waldwege nach Lechères eingeschlagen.

Bei der Ankunft dieser Hiobspost hatte ich gerade den Besuch des Arztes; sein Ausspruch, daß nicht daran zu denken sey, mich nach Chaumont und von dort weiter bringen zu lassen, ohne des Verlusts des Beines, vielleicht des Lebens, gewärtig zu seyn, bewog mich, zu bleiben.

Meine beiden Leute mochte ich nicht auch in Gefahr bringen, Kriegsgefangene zu werden, sie giengen deshalb mit den Pferden in derselben Stunde noch nach Chaumont zurück; wie schmerzlich ich es auch empfand, getrennt von den treuen Dienern, einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen.

Es

Es hatte meiner gütigen Wirthin nicht gelingen wollen, mich zu beruhigen, sie war ja selbst von der Nachricht zu sehr ergriffen. Mit Leib und Seele den Bourbons ergeben, sah sie in den Alliirten nur die Befreier Frankreichs, die Wiederhersteller alter Formen und Rechte. Erst spät war sie von mir gegangen, ich hatte in der stillen Nacht über meine trostlose Lage nachgedacht und nur im Vertrauen auf Gott die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wieder gewinnen können.

Da höre ich Reiter in den Hof sprengen, lautes Gespräch in französischer Sprache und unterscheide die Worte: „Officier blessé — ou sont les chevaux? — faire prisonnier!“ — Einen Augenblick später standen vor meinem Bette ein alter Maréchal de logis und zwei Chasseurs. Ich hatte kaum die barsche Anrede des Erstern: „Wer seid Ihr? — Wo sind Eure Pferde? — Habt Ihr Geld?“ — zu beantworten angefangen, so ward der Alte auch schon freundlicher; denn nie kann der Franzose sein Wohlbehagen unterdrücken, wenn er von

Fremden seine Sprache reden hört. Bei dem Allen ward die Frage nach meinem Gelde nicht aus dem Gesichte verloren, und ich war eben im Begriff, das Wenige herzugeben, was mir geblieben, nachdem ich den Arzt gleich Anfangs bezahlt hatte; als die Gräfin, alles für mich fürchtend, herbei eilte. Zwar war die Gefahr so groß nicht, doch war mir's sehr gelegen, als die ungebetenen Gäste sich bewegen ließen, das Zimmer zu verlassen.

An der Thüre nahm der Haushofmeister sie in Empfang, trank mit ihnen auf die Gesundheit des Kaisers, und als er nun gar Jedem ein Paar Napoleons von Seite der Gräfin zum Geschenk machte, ließen sie die Dame des Hauses, mich und wen er sonst wollte, hoch leben, und ritten endlich ganz zufrieden ihres Weges.

Am andern Morgen blieb alles ruhig, weder Freund noch Feind hatte sich sehen lassen, man wußte selbst nicht, wohin die Chasseurs geritten waren. — Nachmittags hatte Dachet eine Landkarte gebracht und, sich in Vermu=

thungen und Zweifeln über die Stellung der Armeen erschöpfend, sich dann verdrießlich empfohlen.

Von der durchwachten Nacht ermüdet, war ich eben eingeschlafen, als ich durch den raschen Hufschlag eines Pferdes aufgeweckt ward. Kaum mochte ich meinen Augen trauen: vor dem Fenster hielt der Ulan Graudenz zu Pferde. Er versuchte zu öffnen, und als das von außen nicht gieng, besann er sich einen Augenblick, stieß dann mit der Lanze eine Scheibe ein und warf mir einen Beutel mit Geld auf's Bette. „Nehmen Sie das, Herr Lieutenant!" — rief er mir zu — „es sind die Sparpfennige vom Bedienten Franz und mir; uns ist, als wir von Ihnen geritten waren, eingefallen, daß Sie das Geld wohl brauchen könnten. Um es Ihnen zu bringen und doch auch zu sehen, ob die Franzosen schon im Schlosse waren, und wie sie mit Ihnen umgegangen, bin ich jetzt hier. Meine Schecke kennen Sie ja, sie ist schon steif und nicht rasch, da habe ich mich auf Ihren Rappen gesetzt, auf dem greift mich Keiner, das

weiß ich, und so bin ich getrost die sechs Stunden von Chaumont hieher zwischen den Franzosen hindurchgeritten.“

Nun machte der ehrliche Mensch viele Entschuldigungen, daß er das Fenster eingeschlagen habe; aber er habe nicht absitzen dürfen, weil den Bauern nicht zu trauen sey, und das Geld habe er doch nur mir selbst geben wollen. Noch hätte ich keine Zeit finden können, dem braven Reiter meine herzliche Erkenntlichkeit für so treue, keine Gefahr achtende Anhänglichkeit an den Tag zu legen, als er plötzlich mir zurief: „Sie kommen schon! — Auf Wiedersehen, Herr Lieutenant! — Gott erhalte Sie!“ —

Ganz nahe fallen jetzt Schüsse und klirrend fährt eine Kugel durch's Fenster in die Wand. Meinem Graudenz hat's gegolten; der aber schwingt die Lanze, wendet den Gaul um und sprengt zum Schloßhofe hinaus.

Allgemeine Bestürzung und Neugier hat bald die Bewohner des Schlosses bei mir vereinigt. Man hat Graudenz gesehen, schießen gehört, nun soll ich wissen, wie das zugegangen, wie

der Ulan den Chasseurs entgangen ist, ob er geschossen, auf wen, und warum? —

Erst als Dachet im Dorfe Erkundigung eingezogen hatte, ließ sich Nachstehendes über den Hergang der Sache zusammenstellen. Die Chasseurs hatten in der Nacht erzählt: Napoleon habe ein levée en masse befohlen, um alle Fremden aus Frankreich zu jagen; das hat die Bauern aufgeregt, man hat im Wirthshause getrunken, sich einander vorgeworfen, daß es unrecht gewesen sey, meine Leute und Pferde weggehen zu lassen, mindestens hätte man der Pferde sich bemächtigen sollen u. s. w.

Am Morgen waren die vergrabenen und versteckten Gewehre in der Stille hervorgesucht worden, um gleich bereit zu seyn, wenn das Aufgebot kommen sollte. Da kommt auf meinem mit Staub und Schweiß bedeckten Rappen der Ulan durch's Dorf gesprengt. Er ist vom Weiten schon bemerkt, einige der Redeführer im Gasthause wollen jetzt ausführen, was gestern versäumt ist; sie rufen ihn an, er hält nicht, jagt immer dem Schlosse zu. Nun wird

zu den Gewehren gegriffen, denn den Rappen wollen sie haben um jeden Preis, was aus dem Reiter werde, ob todt oder lebendig, gilt gleich. Und zum Schlosse geht es, ihm nach über Hecken und Zäune den nächsten Weg. Aber Graudenz ist auf seiner Hut; nicht abgesessen, wie sie glauben, zu Pferde hält er vor meinem Fenster. Er wird sie gewahr, ist näher dem Thore wie sie. Jetzt gilt es! Sie geben Feuer; doch unversehrt, im raschesten Laufe, gewinnen Mann und Roß das Weite.

Die Bauern waren nach mißglücktem Unternehmen eben so schnell entschwunden als sie gekommen.

Seit dem Erscheinen des Graudenz waren wieder französische Reiter im Dorfe gewesen, jedoch weiter gezogen, ohne auf's Schloß zu kommen. Mit Anbruch des nächsten Tages aber war ein Commando Husaren von den neu errichteten Freiwilligen im Dorfe eingerückt und machte große Requisitionen für das Hauptquartier des Kaisers.

Der Offizier ließ sich förmlich bei mir mel-

den und ich fand mich bald vis-à-vis eines vollkommenen Incroyable, der so eben aus der Hauptstadt der Armee zugeeilt war. Er nahm Platz, pour faire belle conversation — wie er sagte; doch leider war der Gute so sehr betrunken, daß auch gar nichts Vernünftiges aus ihm herauszubringen war. Ich hätte so gern etwas Gewisses über den Gang des Krieges erfahren, aber was er sagte, war entweder verworren, oder nicht zu glauben.

Der Kaiser Alexander — sagte er — sey verwundet, der König von Preußen gefangen, Kaiser Franz wolle seinen lieben Schwiegersohn nicht länger bekriegen und habe sich mit Napoleon verbunden. Der Friede der Welt — fuhr er fort — sey vor der Thüre; jeder werde seine Heimath, er sein herrliches Paris wiedersehen, ich solle ihn da besuchen, wie werde er entzückt seyn, mich eines Tages in Rue St. Honoré zu empfangen, dann wolle er mir zeigen, was eine schöne Stadt sey. Nun gieng es an ein lächerliches Fragen über mein Vaterland, ohne je eine Antwort abzuwarten; über-

haupt war der zierliche Herr eine so drollige Erscheinung, so ganz das Gegentheil eines Soldaten, für den er doch gelten wollte, daß meine so höchst betrübte Lage mich nicht abhalten konnte, ihm öfters gerade in's Gesicht zu lachen.

Von seinen Husaren, die ihn abzuholen kamen, ward es bestätigt, daß die requirirten Gegenstände allerdings für das Hauptquartier des Kaisers bestimmt waren, welches noch diesen Abend in Doulevent, einem Dorfe, das kaum eine Stunde von Lechères lag, aufgeschlagen werden sollte.

Durch den Augenschein ward jeder Zweifel an dieser Nachricht bald gehoben.

Von vier Uhr Nachmittags dieses Tages an, fast ununterbrochen zwei Tage und drei Nächte, war das Schloß überfüllt von Grenadieren der alten Garde, die aus dem Bivouak bei Doulevent kamen, um Lebensmittel zu suchen. In allen Zimmern, auf jedem Tisch, der aufzutreiben war, mußte servirt werden; aber das Hausgesinde mochte auftragen so viel und was

es wollte, immer gab es leere Schüsseln, leere Flaschen, und war Einer satt, so lauerten auch schon wieder zwei, drei Andere auf seinen Platz.

Die Gräfin, außer Stande, Alle zufrieden zu stellen, durch immer neue Anforderungen, ja selbst Beleidigungen, aus ihren Zimmern vertrieben, hatte sich in ein Dachstübchen versteckt. Um so mehr ward nun Dachet in Anspruch genommen. Jeder wandte sich an ihn, er sollte und mußte Rath schaffen. Aber mit nicht zu beugendem Diensteifer blieb er in seinem Amte, gab so lange er hatte, und ließ in Geduld gute und böse Worte über sich ergehen, selbst Ribbenstöße, bis Alles gegessen, Alles getrunken war.

In dieser Beziehung war denn auch vollkommen aufgeräumt, als die Gäste abzogen. Es gab kein Brod, keinen Tropfen Wein mehr im Hause, die Teiche im Garten waren abgelassen, die Fische herausgenommen, alles Geflügel spurlos vom Hofe verschwunden, ja sogar einige Pfauen waren von den Hungerigen, als

sie nichts Anderes mehr finden konnten, erwürgt und verspeist worden.

Die zuerst angekommenen Grenadiere waren auf mein Zimmer gekommen und hatten sich dort für die Zeit ihres Aufenthaltes im Schlosse etablirt, Andere hatten sie abgelös't und gewiß nur wenige, die das Schloß betreten hatten, mochten versäumt haben, mich zu betrachten, denn niemals ward die Stube von Neugierigen leer.

Es mußte wohl großes Interesse für mich haben, diese weltberühmte Elite des französischen Heeres so ruhig von meinem Bette aus beobachten zu können. In den langen blauen Mänteln mit rothen Epauletten und den hohen Bärmützen saßen sie da die riesigen Gestalten mit den bärtigen Gesichtern und dem kriegerischen Ansehen, sich nach ihrer Weise zwanglos von den Begebenheiten des Tages unterhaltend.

Welche ungewöhnliche Intelligenz über die Kriegsoperationen, welche begeisterte Ergebenheit für ihren Kaiser und was für ein kriege-

risches Selbstvertrauen bezeichnete jedes ihrer Worte.

„Die Alliirten“ — begann unter andern ein Alter mit dem Kreuze der Ehrenlegion — „weichen uns aus, sie ermüden uns mit ihren Hin- und Hermärschen; wo der Kaiser sich mit uns hinwirft, weichen sie, und gehen vor, wo wir nicht sind. Daß sie stehen! fest stehen! daß sie halten nur ein gut Mal!“

„Ja, ja!“ — fiel ein Anderer ein — „da wollen wir ihnen zeigen, daß wir nicht von dem zusammengerafften Volke sind, das sie durch Deutschland über den Rhein vor sich hergetrieben haben. — Die Alliirten sollen es erfahren, daß sie es mit Leuten zu thun haben, die in Spanien unter Suchet fochten!“

Jetzt ergreift ein Dritter sein Glas und bringt die Gesundheit des Kaisers aus; dann zu seinem Nachbar sich wendend, einem Manne von mindestens fünfzig Jahren, den eine große Hiebwunde über Backe und Kinn kenntlich macht, sagt er: „Nun, Papa Bakafré, gieb uns doch auch ein Toast zum Besten!“

Ohne sich zu besinnen, steht der auf und spricht: „Wohl denn, meine Freunde! so trinket auf die erste Schlacht! Sie wird, sie muß siegreich seyn, Napoleon und die alte Garde ist dabei!" — Mit stürmischem Jubel wurden die Gläser geleert.

Und eben diese unter den Waffen ergrauten Krieger, mit welch würdevoller Freundlichkeit verkehrten sie mit mir, ihrem verwundeten Feinde. Wie Viele ich auch gesehen, von Allen habe ich nur Gutes zu sagen; Theilnahme, Gefälligkeit und Güte habe ich von ihnen erfahren, wie ich sie von meinen Landesleuten nur erwarten konnte.

Der Kaiser war von Doulevent aufgebrochen, wie man in Lechères nicht anders wußte und glaubte, die Alliirten verfolgend dem Rheine zu. Es schien, ich würde meine Wiederherstellung auf dem Schlosse in Ruhe erwarten können, dann aber leider Kriegsgefangener seyn; schon machte ich Pläne, wie ich solchen Falls und unter welcher Verkleidung meine Freiheit gewinnen könnte. Ich hatte mich bitter ge-

täuscht; kaum zwei Tage später würde ich froh gewesen seyn, wenn ich die Ueberzeugung gehabt hätte, mit dem Leben davon zu kommen.

Die Gräfin hatte in den vergangenen Tagen viel gelitten und konnte sich kaum aufrecht erhalten; dennoch wollte sie sich selbst überzeugen, wie es mir gienge. Eben saß sie an meinem Bette und ihre trübe Stimmung, schien es, hielt gleichen Schritt mit dem körperlichen Unwohlseyn; da kam Dachet, ein offenes Schreiben in den Händen haltend, zur Thüre herein. Er gab es der Gräfin, indem er sehr ernst sagte:

„Madame, das Gewitter ist noch nicht vorüber, es wird eine sturmbewegte Zeit geben. Fassen Sie Muth! Sie haben in Ihrem Leben so viel überstanden, tragen Sie auch das noch.“

Die Gräfin warf einen Blick auf das Blatt, dann entfiel es den zitternden Händen, die sich krampfhaft zum Gebete falteten, und keines Wortes mächtig, blieb sie regungslos, mit perlenden Thränen auf den bleichen Wangen.

Ich hatte das Schreiben aufgehoben; es

war der Befehl zum Levée en masse, unterzeichnet vom General Alix, datirt von Toul.

„Keine Zeit ist zu verlieren, Gräfin!" — begann auf's Neue Dachet — „Ich darf es Ihnen nicht erst sagen, wie übel das Landvolk dieser Gegend denkt. Es weiß, daß die Bourbons an den Grenzen des Reiches nur den Augenblick erwarten, wo die siegreichen Waffen der Alliirten ihnen gestatten werden, ihre Rechte geltend zu machen, man weiß, daß der alte Adel in den Alliirten keine Feinde sieht. Die aufgerufene Menge wird in dieser Zeit der allgemeinen Bewaffnung den Zweck verwechselnd, nur die Wiederkehr jener Tage der Revolution sehen. Der auf's Neue erwachte Haß gegen den Adel muß uns Raub und Gewaltthätigkeiten jeder Art fürchten lassen. Sie können nicht bleiben, Madame, müssen fliehen, noch in dieser Nacht!" —

Allmälig hatte die Gräfin wieder Fassung gewonnen; die Abreise ward beschlossen und im Geheim verabredet, denn es stand zu fürchten, daß die Gräfin gezwungen wurde zu bleiben,

wenn im Dorfe etwas von ihrer Absicht verlautete.

Die Gemeinde zu Lechêres hatte sich in der Revolution einen traurigen Namen gemacht. Noch lebten die Helden jener Zeit; selbst der Maire des Ortes war ein Ungeheuer, dessen blutbeflecktes Leben man nur zu gut kannte.

In der Revolution Secretair eines geistlichen Herrn zu Nancy, der ihn hatte erziehen lassen, findet er Gelegenheit, eines Briefes seines Wohlthäters an Jemand in Condé's Armee habhaft zu werden. Als Ankläger seines alten Herrn tritt er nun auf und überliefert ihn der Guillotine. Zu schwarz war die Handlung, als daß sie nicht die öffentliche Aufmerksamkeit hätte erregen sollen; das war eine That im Geschmacke der Zeit! — Was der Elende gegen seinen zweiten Vater aus eigenem Antriebe gethan, wird hinfort sein Amt. Als öffentlicher Ankläger in einer Provinzial-Stadt, läßt er erbarmlos dahin schlachten, was seine Wuth, was seine Macht nur erreichen kann, bis eine bessere Zeit ihn von seinem Posten treibt. Mit

dem, was er von der Habe der Ermordeten an sich gebracht, hatte er sich in Lechêres angekauft, dessen Maire er nun war.

Mit der Ankunft jenes Befehls war im Dorfe Alles in wilde Bewegung gerathen. Die Mannschaft ward gemustert, Gewehre abgeschossen, Reitende kamen an und ritten ab, Signalfeuer wurden angezündet, mit allen Glocken ward Sturm geläutet und mit lautem Schalle wurden die dumpfen Töne von den Sturmglocken der benachbarten Orte beantwortet. Während die Menge der Bezeichnung des allgemeinen Sammelplatzes ungeduldig entgegen sah, gelang es der Gräfin, unter dem Schutze der Nacht, mit ihrer Gesellschafterin unbemerkt das Schloß und die Gegend zu verlassen. — Dachet hatte die Damen bis zur äußern Pforte des Parks geführt, wo ihrer schon ein Wagen wartete, der sie glücklich nach Joinville brachte.

Eine Stunde später ward der Haushofmeister benachrichtigt, daß die Mannschaft einiger umliegenden Dörfer angekommen und sich mit der von Lechêres vereinigt habe, die tobende

Masse aber den Weg auf's Schloß nehme. Selbst in diesem dringenden Augenblicke vergaß der brave Mann meiner nicht, er kam, um eilig meine Lichter zu verlöschen, damit die Aufmerksamkeit der Bauern nicht auf mein Zimmer gelockt werde; dann gieng er den Anrückenden entgegen.

Schon konnte ich den immer näher kommenden Lärm deutlich hören; nach wenigen Augenblicken war man unter meinen Fenstern angekommen und mit wildem Geschrei wird zum Schlosse hereingestürmt. Nach Licht wird gerufen, Wein verlangt, Thüren werden gesprengt, Gewehre aufgestoßen, und Jeder tobt und schreit so viel er kann.

Im Schloßhofe, scheint es, hat man Fackeln angezündet, deren falber Schein das Innere meines Zimmers erleuchtet. Aber immer heller und heller wird es und es kommt mir in den Sinn, die ruchlose Menge könne das Schloß angezündet haben. Den Gedanken fassend, sehe

ich auch schon lichte Flammen aufschlagen, die mit jedem Augenblicke größer werden, und ein Mädchen höre ich an meiner Thüre vorüberlaufen, die kreischet in höchster Angst: „On brule! on brule!“

Jetzt, im Gefühle meiner vollkommenen Hülflosigkeit, fange auch ich nach Möglichkeit zu rufen an, über die nächste jede andere Gefahr vergessend.

Man hat mich gehört und es treten drei oder vier Bauern ein, deren Erstaunen und Ungewißheit über meine Erscheinung mich erkennen ließ, daß sie nicht aus Lechères waren. Indeß ich von ihnen höre, daß die Flamme von einer großen Masse Brennholz kommt, die man im Schloßhofe gefunden und angezündet hat, und daß das Haus nicht in Gefahr ist, kommen, da die Thüre offen geblieben, noch mehrere Bauern in's Zimmer.

Einer von denen ist aus dem Dorfe. Der sieht mich kaum, als er auch schreit: „Das ist

der Schelm von den Alliirten!“ — dann beginnt er, die Umstehenden gegen mich aufzureizen, indem er tausend Lügen von mir erzählt und die gräßlichsten Schmähungen auf mich häuft. Vergebens versuche ich es, die Wuth des Feindlichgesinnten zu besänftigen. Immer mehr Volk läuft herzu, Viele sind betrunken, um so mehr finden die Reden des Aufwieglers Eingang, und Einer überbietet den Andern in Schimpfreden. Nun soll ich Geld schaffen, aufstehen und mit ihnen nach Toul zum General Alix kommen; man will mich emporreissen und faßt den wunden Fuß, daß ich vor jähem Schmerz laut aufschreie.

Jetzt gewahre ich der Thüre zunächst im blauen Oberrock und mit tief in die Augen gedrücktem breiten Hut einen Bedienten der Gräfin. Ich vergesse im Augenblicke der Gefahr, daß ich schon viel Schlechtes von diesem Menschen gehört und „Nicola!“ — rufe ich — „könnt Ihr's dulden, daß man so mich mißhandelt?“

„Also Du kennst mich, Hund?“ — giebt Nicola zur Antwort und stolpert vorwärts — „Gut denn, was willst Du von mir? Ich bin nicht mehr der Gräfin Knecht, die Zeiten sind vorbei, hier soll keine Gräfin, kein Herr mehr seyn! Dem Dachet habe ich's eben gezeigt: wie er, sollst auch Du von meinen Händen sterben.“

Das in höchster Trunkenheit sagend, wirft er eine in Händen habende Flasche nach mir, daß sie dicht über meinem Kopfe an der Lehne des Bettes zerschellt, und dem Nächsten einen alten Säbel entreissend, dringt er auf mich ein.

Vielleicht war es um mein Leben geschehen, hätte nicht ein Scherben der zersprungenen Flasche einen der Bauern empfindlich verletzt, der seiner Seits nun Parthie gegen den Wüthenden nimmt. So wird die allgemeine Aufmerksamkeit einen Augenblick von mir abgeleitet.

Wie jetzt der Tumult und das Gedränge im Zimmer auf's Höchste gestiegen ist, gelingt

es einem großen, alten Manne in schlichter Bauerntracht nur dadurch, sich Platz zu machen, daß man ihm, wie es scheint, nicht ohne Achtung dazu behülflich ist. Mir nahe gekommen, legt er die nervige Hand mir auf die Schulter. „Seid ausser Sorgen, Herr!“ — sagt er dann — „Capitain Pirout wird nicht zugeben, daß man einem wehrlosen Feinde ein Leid anthue.“ — Und hierauf zur Menge sich wendend, redet er sie ernst und freundlich zu Gunsten meiner an.

Als man anfieng ihn zu verstehen, ward es ruhiger und seinem dringenden Zureden gelang es, Alle in so weit zu besänftigen, daß sie nach und nach das Zimmer verließen, und als bald darauf im Schloßhofe mit einer Trompete das Signal zum Aufbruche gegeben ward, eilten selbst die Letzten hinweg.

Mein Erretter war im Schlosse geblieben, denn nach kurzer Abwesenheit sah ich ihn wieder.

Jeden Dank freundlich ablehnend, willfahrte

Pirout meiner Bitte gern, mir zu erklären, wie es ihm habe gelingen können, seinen Reden und Vorstellungen bei den erhitzten Leuten so bald Eingang zu verschaffen.

„In der Revolution“ — sagte er — „hatte auch ich die Waffen ergriffen, als die Fremden in Frankreich eingebrochen waren; mit den Männern aus der Gemeinde Lechères und der Umgegend ward ich im bataillon libre eingestellt. — Unser Capitain blieb schon im ersten Gefecht; die Mannschaft hatte das Recht, aus ihrer Mitte die Stelle zu besetzen, und mich traf die Wahl. Da habe ich sie denn ein Jahrlang gegen den Feind geführt, bis eine schwere Wunde mich zwang, nach der Heimath zurückzugehen. In Lechères“ — fuhr er fort — „fieng ich mein altes Geschäft, einen kleinen Holzhandel, wieder an, wodurch ich mit allen Bauern der Nachbarschaft in Verbindung stehe. Viele erinnern sich gern noch der Tage, wo ich ihr Anführer war, und da vorher auch mancher meiner alten Kameraden bei Ihnen im Zimmer

war, so darf es nicht Wunder nehmen, daß sie etwas Werth auf meine Reden legten." —

Als der Befehl zum Levée en masse in Lechères angekommen, war Pirout einstimmig zum Führer verlangt worden, er hatte es jedoch seines Alters und der früher empfangenen Wunde wegen abgelehnt und gar keinen Theil an den Bewegungen im Dorfe genommen.

In der Nacht aber ließen die hochaufschlagenden Flammen ihn fürchten, man habe das Schloß angezündet; da war er denn auch herbeigeeilt. In das Schloß eingetreten, erzählte man ihm: daß der Haushofmeister, nachdem er es vergeblich versucht habe, den Unordnungen zu steuern, nun gar seinen Untergebenen, den Bedienten Nicola, unter den Ruchlosen gewahrend, diesen mit harten Worten zur Rede gestellt und Schimpfworte habe entgegen nehmen müssen. Ja, im höchsten Zorn schlägt der sonst so bedächtige Dachet den Unverschämten in's Angesicht; das aber ist das Signal für Nicola und

die Wüthendsten der Rotte fallen über den Mann her und schlagen ihn zu Boden.

Eben zeigt man dem Capitain den Unglücklichen, wie er, einem Todten gleich, dahin gestreckt liegt, als von einer andern Seite gerufen wird: „Man ermordet den fremden Offizier!“

Jetzt bricht durch die Menge der brave Pirout sich Bahn und kommt zu mir — zur rechten Zeit.

Kaum hatte das Signal zum Abmarsch der Bauern dem Capitain die Gewißheit gegeben, daß für mich nichts mehr zu fürchten sey, als er es seine erste Sorge seyn läßt, dem Haushofmeister zu helfen, wenn es noch möglich ist. — Er fand den Mann auf seinem Bette liegen, wohin ihn das Mitleid einiger Bauern gebracht hatte, Leben und Besinnung war zurückgekehrt, das Beste ließ sich hoffen, wenn gute Pflege der Ruhe zu Hülfe kommen konnte.

Aber niemand ist im Schlosse zu finden; Ni-

cola und die Bauern haben einen zweiten Bedienten gezwungen, mit ihnen zu ziehen, und was von der weiblichen Dienerschaft noch nicht bei der Gräfin in Joinville war, hatte sich jetzt auf den Weg dahin gemacht.

Da übernimmt der brave Capitain die ganze Sorge für Dachet und mich; er selbst bleibt im Schlosse und, seine Güte theilend, weicht er Tag und Nacht nicht von unsern Lagern. Was wir für unsern Unterhalt täglich brauchen, bringen Frau und Kinder des edlen Mannes aus ihrer kleinen Wohnung herbei.

Vier Tage waren so vergangen, da kam die abmarschirte Mannschaft eben so still und einzeln zurück, als sie tobend und in Masse aufgebrochen war. In einem Walde bei Vaucouleurs hatten sie, bei zweitausend Mann stark, einen Bivouac aufgeschlagen, weil aber keine weiteren Befehle gekommen und die mitgenommenen Lebensmittel aufgezehrt waren, liefen die Bauern auseinander, doch nicht, ohne die Ueberzeugung mitzunehmen, daß nur die zu ei-

lige Flucht der Alliirten das Aufgebot unnöthig mache.

Auch die Dienerschaft des Schlosses, bis auf Nicola, der sich nicht wieder sehen ließ, fand sich nach und nach ein; und zwei Wochen waren kaum vergangen, da konnte der Haushofmeister sein Amt wieder antreten und die Gräfin am Thore des Schlosses empfangen, als sie es gewagt hatte, die Stadt zu verlassen.

Die gute Dame kam zwar körperlich wohl, aber sehr niedergeschlagen, an. In Joinville hatte man bestimmte Nachricht gehabt, daß die Alliirten auf's Haupt geschlagen worden und vielleicht schon jetzt Frankreich gänzlich geräumt hatten. So waren denn die schönen Hoffnungen der Gräfin, die liebsten, ach, vielleicht die letzden ihres Lebens, dahin, und nicht ruhen sollte ihre Asche unter dem Schatten der Lilien! — —

Es war am Morgen eines schönen Tages, in der ersten Hälfte vom April. Man hatte mich auf ein Sopha gelegt und so bis auf die hin-

tere Altane des Schlosses getragen, damit ich der heitern Luft und einer schönen Aussicht auf die weiten Gärten des Hauses mich erfreuen möchte. Ich hatte Frankreich bis dahin nur während des Feldzuges im Winter gesehen, denn seit lange schon an das Krankenbette gefesselt, waren traurige Tage an mir vorübergegangen; heute sah ich zuerst das Freie wieder. Ich sah das frische Grüne, und der Bäume Blüthenschnee, den milden Himmel und die reiche schaffende Natur von Frankreichs schönem Frühling.

Im stillen Gebet hatte ich Gott gedankt für die Erhaltung meines Lebens und diese Stunde Seligkeit. Da sah ich die Gräfin mit fast jugendlichem Ungestüm aus dem Schlosse kommen. In der Hand hält sie ein großes Blatt Papier, ihr ganzes Wesen athmet Freude.

An mein Sopha gekommen, sinkt auf ihre Knie sie nieder und meine Hände ergreifend und fest zusammendrückend, ist sie unter Thränen des Entzückens kaum mächtig zu rufen:

„Betet Herr, betet zu Gott!“

Dann sehe ich das Haupt demüthig sie neigen und den zitternden Lippen der Matrone entströmt inbrünstig frommes Gebet.

Jetzt haben die Zeichen des Kreuzes ihre Andacht geschlossen und zu mir sieht sie mit leuchtenden Blicken auf. Sie will sprechen und vermag es nicht; nur den Ausruf „Vive les Bourbons“ habe ich gehört, als das zur Erde gefallene Blatt in meine Hände sie legt.

Es ist das Journal des debats, Paris, vom 1. April 1814, und oben stand geschrieben:

Entrée des Allies à Paris.

Rettung durch Mord.

Achtung durch Mord.

Die Gebirge des Caucasus sind seit langer Zeit von dem russischen Reiche umschlossen, ohne zu demselben zu gehören. Ihre wilden Bewohner, durch ihre Sprache, so wie durch ganz verschiedene Interessen von ihm getrennt, bilden eine große Anzahl kleiner Völkerschaften, welche keine politische Verbindung unter einander haben, aber von gleicher Liebe der Unabhängigkeit und gleicher Raubsucht beseelt sind.

Eine der zahlreichsten und furchtbarsten dieser Völkerschaften sind die Tschetschenzen, welche die große und kleine Kabrada bewohnen, Provinzen, die sich bis auf die Gipfel des Caucasus ausdehnen. Die Männer sind schön, muthvoll, verständig, aber räuberisch und grausam, und in beständigem Kriege mit den Truppen der Linie.

In Mitte dieser gefährlichen Horden und

selbst im Mittelpunkte dieser ungeheuren Gebirgskälte hat Rußland eine Verbindungsstrasse mit seinen asiatischen Besitzungen hergestellt. Schanzen, welche von einer gewissen Entfernung zur andern aufgeführt sind, sichern die Strasse bis nach Georgien; aber kein Einzelner dürfte es wagen, den Raum zu betreten, der zwischen den Schanzen liegt. Jede Woche zweimal begleitet eine Infanterie-Abtheilung mit Kanonen und einer beträchtlichen Anzahl von Kosaken die Reisenden und die Depeschen der Regierung. Eine dieser Schanzen, welche am Ausgange der Gebirge steht, ist ein ziemlich bedeutender Flecken geworden. Ihrer Lage wegen hat man ihr den Namen Wladi-Caucasus gegeben; sie ist die Residenz des Befehlshabers der Truppen, die den beschwerlichen Dienst haben, von dem so eben die Rede war.

Der Major Kascombo, vom Regimente Woloyda, ein russischer Edelmann von einer aus Griechenland stammenden Familie, sollte das Kommando des Postens von Lars, in den Gebirgspässen des Caucasus, übernehmen. Voll

Unge-

Ungeduld, sich an seinen Bestimmungsort zu begeben, und tapfer bis zur Verwegenheit, begieng er die Unvorsichtigkeit, die Reise nur in Begleitung von 50 Kosaken, über die er zu befehlen hatte, zu unternehmen, und sich seines Vorhabens zu rühmen, bevor es ausgeführt war.

Die Tschetschenzen, welche nahe an den Grenzen wohnen, und welche man die friedlichen nennt, sind Rußland unterworfen, und haben daher freien Zutritt in Mosdack; aber die meisten unter ihnen unterhalten Ver'indungen mit den Gebirgsbewohnern, und theilen oft ihre Räubereien. Diese letztern, von dem Marsche Kascombo's und sogar von dem Tage der Abreise unterrichtet, zogen ihm in großer Anzahl entgegen, und legten sich in Hinterhalt. 20 Werste ungefähr vor Mosdack, beim Umbiegen um einen mit Gebüsch bewachsenen Hügel, wurde er von 700 Mann zu Pferd angegriffen. Der Rückzug war unmöglich; die Kosaken stiegen ab, und hielten den Angriff mit Entschlossenheit aus, indem sie von den Truppen einer, nicht weit entfernten, Verschanzung Unterstützung erwarteten.

Obwohl die Bewohner des Caucasus einzeln viel Muth besitzen, sind sie doch nicht fähig, in Masse anzugreifen, und daher für eine Truppe, die Stand hält, wenig gefährlich; aber sie haben gute Waffen, und zielen richtig. Bei dieser Gelegenheit machte jedoch die große Anzahl den Kampf zu ungleich. Nach einem ziemlich langen Gewehrfeuer war mehr als die Hälfte der Kosaken getödtet oder kampfunfähig; der Ueberrest hatte mit den todten Pferden eine kreisförmige Brustwehr gemacht, hinter welcher sie ihre letzten Patronen abschossen. Die Tschetschenzen, welche immer russische Ausreißer auf ihren Zügen bei sich haben, um ihnen im Nothfalle als Dollmetscher zu dienen, ließen den Kosaken zurufen: „Liefert uns den Major aus, oder ihr werdet alle bis auf den letzten Mann getödtet." Als Kascombo den gewissen Untergang seiner Mannschaft vor Augen sah, entschloß er sich, sich selbst zu überliefern, um das Leben seiner Kosaken zu retten. Er übergab daher seinen Degen einem der Seinigen, und gieng allein den Tschetschenzen entgegen, die sogleich das Feuer ein-

stellten, da sie nichts Anderes wollten, als ihn lebend gefangen zu nehmen, und ein gutes Lösegeld zu erlangen. Kaum hatte er sich seinen Feinden überliefert, als er in der Ferne die Unterstützung erblickte, die man ihm zusandte; aber es war zu spät, die Räuber entfernten sich mit Blitzesschnelle.

Sein Denschik war mit dem Maulesel, welcher das Gepäck des Majors trug, zurückgeblieben. In einer Schlucht versteckt, erwartete er den Ausgang des Kampfes, als ihm die Kosaken begegneten, und das Unglück seines Herrn meldeten; der brave Diener war augenblicklich entschlossen, sein Loos zu theilen, und schlug die Strasse ein, auf der sich die Tschetschenzen zurückgezogen hatten, indem er sein Maulthier an der Hand führte, und der Spur der Pferde folgte. Als er diese in der Dunkelheit verlor, begegnete er einem feindlichen Nachzügler, der ihn auf den Sammelplatz der Tschetschenzen brachte.

Man kann sich eine Vorstellung von den Empfindungen des Gefangenen machen, als er sei-

nen Denschik ankommen sah, um freiwillig sein trauriges Loos zu theilen. Die Tschetschenzen theilten sogleich die Beute unter sich, die ihnen so unerwartet kam, und ließen dem Major nichts als eine Guitarre, die sich in seinem Gepäcke fand, und die man ihm aus Spott zurückgab. Jvan Seurnoff, so nannte sich der Denschik, bemächtigte sich ihrer, und wollte sie nicht wegwerfen, wie ihm sein Herr rieth. „Warum den Muth verlieren?“ sagte er ihm: „Der Gott der Russen ist groß; der eigne Vortheil der Räuber erheischt es, Ihr Leben zu erhalten; sie werden Ihnen kein Leid zufügen.“

Nach einem Halt von einigen Stunden setzte sich die Horde wieder in Marsch, als einer ihrer Leute zu ihr stieß, und ihr meldete, die Russen rückten noch immer vor, und vermuthlich würden sich die Truppen der übrigen Verschanzungen mit ihnen vereinigen, um sie zu verfolgen. Die Anführer hielten Rath; es handelte sich darum, ihren Rückzug zu verbergen, nicht nur um ihre Gefangenen zu behalten, sondern auch den Feind von ihren Dörfern abzuleiten, und dadurch sei-

ner Rache auszuweichen. Die Horde zerstreute sich auf verschiedenen Wegen. Zehn Mann zu Fuß wurden zur Begleitung der Gefangenen bestimmt, während hundert Pferde beisammen blieben und in einer ganz andern Richtung weiter zogen, als jene war, welche man Kascombo anwies. Man nahm diesem die mit Eisen beschlagenen Stiefel, damit sie keine erkennbare Spur auf dem Boden zurückließen, und zwang ihn und Ivan, einen Theil des Morgens mit bloßen Füssen zu marschiren.

Als die kleine Begleitung bei einem Strome anlangte, zog sie ungefähr eine halbe Werste lang an seinem Ufer über Rasenplätze hinauf, und stieg an einem Orte, wo die Ufer am steilsten waren, mitten unter dornichten Hecken hinab, um ja keine Spur ihres Durchzuges zu hinterlassen. Der Major war so ermüdet, daß man ihn an Binden führen mußte, um ihn an den Fluß zu bringen. Seine Füsse waren mit Blut unterlaufen; man entschloß sich daher, ihm seine Stiefel zurückzugeben, um den Weg vollends zurückzulegen, den sie noch zu machen hatten.

Als sie im ersten Dorfe anlangten, schien Kascombo, den der Kummer heftiger ergriff, als die Ermüdung, seinen Wächtern so schwach und elend, daß sie für sein Leben besorgt wurden, und ihn menschlicher behandelten. Man gönnte ihm einige Ruhe, und gab ihm ein Pferd zur Fortsetzung der Reise; aber um die Russen von jeder Nachforschung, die sie anstellen könnten, abzulenken, und den Gefangenen selbst ausser Stand zu setzen, seine Freunde von dem Orte seines Aufenthalts in Kenntniß zu setzen, brachte man ihn von Dorf zu Dorf, von einem Thal ins andere, und gebrauchte sogar die Vorsicht, ihm öfters die Augen zu verbinden. Auf diese Art setzte er über einen beträchtlichen Fluß, den er für die Sanja hielt. Man schonte ihn auf jede Weise während des Marsches, gab ihm hinreichende Nahrung und verstattete ihm die nöthige Ruhe. Als er aber das entfernte Dorf erreicht hatte, welches zu seinem Aufbewahrungsorte bestimmt war, änderten die Tschetschenzen auf einmal ihr Betragen gegen ihn, und ließen ihn jede Art von übler Behandlung empfinden.

Man legte ihm eiserne Ringe an Hände und Füsse und eine Kette um den Hals, an deren Ende ein eiserner Block befestigt war. Der Denschik wurde milder behandelt; seine Eisen waren leichter, und gestatteten ihm, seinem Herrn einige Dienste zu leisten.

In dieser Lage und bei jeder neuen Qual, die man ihm anthat, besuchte den Major ein Mann, welcher russisch sprach, und rieth ihm, an seine Freunde zu schreiben, um sein Lösegeld zu erhalten, welches man auf 10,000 Rubel festgesetzt hatte. Der unglückliche Gefangene war außer Stand, eine so starke Summe zu bezahlen, und baute seine einzige Hoffnung auf den Schutz der Regierung, welche vor einigen Jahren einen Oberst, der in die Hände der Räuber gefallen war, ausgelöset hatte. Der Dollmetscher versprach ihm Papier zu verschaffen und den Brief zu überliefern; aber, nachdem der Major eingewilligt, erschien er mehrere Tage nicht wieder, und während dieser Zeit mußte Kascombo eine noch härtere Behandlung, als bisher, ausstehen. Man nahm ihm die Stroh-

matte, auf der er lag, und den Kosaken-Sattel, der ihm als Kissen gedient hatte, und als endlich der Vermittler zurückkehrte, meldete er ihm im Vertrauen, daß, wenn man bei der Linie die geforderte Summe verweigerte, oder die Zahlung verzögerte, sein Tod beschlossen sey, um die Kosten seiner Nahrung zu ersparen, und sich von der Unruhe zu befreien, die er ihnen verursachte Der Zweck dieser grausamen Behandlung war, ihn zu vermögen, auf eine dringendere Weise zu schreiben. Man brachte ihm endlich Papier mit einem, nach tartarischem Gebrauch geschnittenen, Schilfrohr; man nahm ihm die Eisen vom Hals und von den Händen, um ohne Zwang schreiben zu können, und als der Brief fertig war, wurde er den Chefs eingehändigt, welche es über sich nahmen, ihn dem Kommandanten der Linie zu überliefern.

Seit dem Abgange des Briefes wurde der Gefangene minder hart behandelt; man legte ihm nur noch eine Kette an, welche ihm den linken Fuß und die rechte Hand fesselte.

Sein Wirth, oder vielmehr sein Kerkermei-

ster, war ein Greis von 60 Jahren, von riesenhaftem Wuchse und wildem Aussehen, welches sein Charakter nicht Lügen strafte. Zwei seiner Söhne waren in einem Scharmützel mit den Russen getödtet worden, ein Umstand, welcher die Tschetschenzen bestimmte, ihn unter allen Einwohnern des Dorfes zum Wächter des Gefangenen zu wählen.

Die Familie des Mannes, welcher Ibrahim hieß, bestand aus der 35jährigen Wittwe eines seiner Söhne und aus einem 7- bis 8jährigen Kinde, Namens Mamet. Seine Mutter war eben so bösartig und noch launenhafter, als der alte Wächter. Kascombo hatte viel von ihr zu erdulden, aber die Liebkosungen und die Vertraulichkeiten des kleinen Mamet gewährten ihm Zerstreuung und wirklichen Trost in seinem Unglück. Dieses Kind gewann eine so große Zuneigung zu ihm, daß weder die Drohungen, nach Schläge seines Großvaters es abhielten, mit dem Gefangenen zu spielen, so oft es Gelegenheit dazu fand. Es hatte ihm den Namen Koniak gegeben, welches in der Landessprache

Freund oder Gastfreund bedeutet. Es theilte heimlich alles Obst mit ihm, das es sich verschaffen konnte, und während der Major zu einem gezwungenen Fasten verurtheilt war, benützte der junge Mamet, vom Mitleid gerührt, auf eine geschickte Weise die augenblickliche Abwesenheit seiner Aeltern, um seinem Freunde Brod oder in der Asche gebratene Kartoffeln zuzustecken.

Einige Monate waren seit der Absendung des Briefes verflossen, ohne daß sich etwas Merkwürdiges ereignet hätte. Während dieser Zeit hatte Ivan das Wohlwollen des Alten und seiner Schwiegertochter zu gewinnen, oder sich ihnen wenigstens nothwendig zu machen gewußt. Er verstand die Kochkunst, bereitete einen köstlichen Kislitschi, machte gesalzne Gurken ein, und hatte seine Hauswirthe an gewisse Annehmlichkeiten in ihrem häuslichen Leben gewöhnt.

Um ihr Zutrauen in einem höhern Grade zu erwerben, machte er den Possenreißer, und erdachte jeden Tag einen neuen Spaß, um sie zu unterhalten. Ibrahim liebte vor Allem den Kosakentanz. Wenn ein Einwohner des

Dorfes zum Besuche kam, nahm man Ivan die Ketten ab, und er mußte ihn tanzen, was er immer mit der größten Bereitwilligkeit und jedesmal mit neuen Luftsprüngen that. Dadurch hatte er sich die Freiheit verschafft, im Dorfe herum zu gehen, wo ihm gewöhnlich ein durch seine Späße herbeigelockter Schwarm von Kindern folgte, und da er der tartarischen Sprache kundig war, so hatte er bald jene des Landes erlernt, welche mit der ersten so nahe verwandt ist. Der Major selbst war oft genöthigt, mit seinem Denschik russische Lieder zu singen, und auf der Guitarre zu spielen, um diese wilde Bande zu belustigen. Anfangs nahm man ihm die Handkette ab, wenn man diese Gefälligkeit von ihm begehrte; als aber die Frau bemerkte, daß er bisweilen trotz dieser Kette spielte, um sich die Zeit zu vertreiben, entzog man ihm diese Begünstigung, und der unglückliche Musiker bereute es mehr als einmal, sein Talent verrathen zu haben.

Um die, so heiß ersehnte, Freiheit zu erlangen, machten sie tausend Pläne, einer schwe-

rer auszuführen, als der andere. Bei ihrer Ankunft in dem Dorfe schickten die Einwohner jede Nacht einen andern Mann, um die Wache zu verstärken. Nach und nach ließ diese strenge Maßregel nach, und die Wache kam oft gar nicht. Mutter und Kind schliefen in einer benachbarten Kammer, und der alte Ibrahim blieb allein bei ihnen; aber er behielt den Schlüssel zu ihren Eisen sorgfältig bei sich, und erwachte bei dem geringsten Geräusche.

Als auf seine Briefe keine Antwort anlangte, kamen die Tschetschenzen oft in Kascombo's Gefängniß, um ihn zu beschimpfen, und ihm mit den grausamsten Qualen zu drohen. Man gab ihm nichts zu essen, und einmal hatte er den Schmerz, zu sehen, wie der kleine Mamet unbarmherzig geschlagen wurde, weil ihm das Kind einige Mispeln gebracht hatte.

Ein sehr merkwürdiger Umstand in der traurigen Lage, in welcher sich Kascombo befand, war das Zutrauen und die Achtung, die er seinen Verfolgern eingeflößt hatte. Während ihn die Barbaren unaufhörlich quälten, kamen sie

oft, ihn um Rath zu fragen, und ihn zum Schiedsrichter in ihren Angelegenheiten und Zwisten zu erwählen. Unter andern Streithändeln, die er entscheiden mußte, verdient folgender seiner Sonderbarkeit wegen erzählt zu werden.

Ein Bewohner des Dorfes hatte einem seiner Kameraden, der nach einem benachbarten Thale reisete, eine russische Anweisung von 5 Rubeln mitgegeben, um sie einem Dritten zuzustellen. Der Kommissionär verlor sein Pferd, welches auf dem Wege zu Grunde gieng, und überredete sich, er habe das Recht, die 5 Rubel als Entschädigung für seinen Verlust zu behalten. Diese, der Bewohner des Caucasus würdige Ansicht behagte dem Eigenthümer des Geldes keineswegs. Bei der Rückkunft des Reisenden entstand großer Lärm im Dorfe. Die beiden Streitenden waren von ihren Verwandten und Freunden umringt, und es hätte vielleicht blutige Köpfe gegeben, wenn die Alten der Horde, nach fruchtlosem Versuche, den Streit zu schlichten, sie nicht bewogen hätten, ihre Sache der Entscheidung des Gefangenen

zu unterwerfen. Die ganze Bevölkerung strömte schreiend und tobend vor seine Wohnung, um nur früher den Ausgang dieses lächerlichen Prozesses zu erfahren. Kascombo wurde aus seinem Gefängnisse gezogen, und auf die Altane geführt, welche das Dach des Hauses bildete.

Die meisten Wohnungen in den Thälern des Caucasus sind zum Theil in die Erde gegraben, und erheben sich nur 3 bis 4 Fuß über den Boden; das Dach ist horizontal, und wird von einer Schicht dichten Lehms gebildet; die Einwohner, besonders die Weiber, ruhen nach Sonnen-Untergang auf diesen Terrassen aus, und bringen in der schönen Jahreszeit die Nächte darauf zu.

Als Kascombo auf dem Dache erschien, herrschte tiefes Schweigen. Bei diesem sonderbaren Gerichte sah man, nicht ohne Erstaunen, wüthende, mit Pistolen und Dolchen bewaffnete Menschen ihre Streitsache einem gefesselten Richter unterwerfen, der, halbtodt vor Hunger und Elend, in letzter Instanz entschied, und dessen Aussprüche immer geachtet wurden. Da

der Major verzweifelte, den Beklagten von seinem Unrechte zu überzeugen, ließ er ihn näher vortreten, und that, um wenigstens die Lacher auf die Seite der Gerechtigkeit zu bringen, folgende Fragen an ihn: „Wenn dir dein Kamerad anstatt der 5 Rubel für seinen Gläubiger nur einen Gruß an denselben mitgegeben hätte, würde dein Pferd nicht dennoch gefallen seyn?“ — Vielleicht, antwortete der Widerspenstige. — „Und was hättest du in diesem Falle mit dem Gruße gemacht? Wärest du nicht gezwungen gewesen, ihn an Zahlungsstatt zu behalten, und dich damit zu begnügen? Ich befehle dir daher, die Anweisung deinem Kameraden zurückzustellen, und diesem, dir den Gruß zu geben.“ Als dieser Urtheilsspruch den Zuschauern übersetzt wurde, verkündete ein lautes Gelächter die Weisheit des neuen Salomon. Der Verurtheilte selbst mußte, nachdem er noch eine Weile gestritten, endlich nachgeben, und sagte, indem er die Anweisung herausgab: „Ich wußte zum Voraus, daß ich verlieren würde, so bald sich dieser Christenhund hineinmischte.“

Dieses sonderbare Zutrauen bezeichnet den Begriff, welchen diese Völker von der europäischen Ueberlegenheit haben, und das angeborne Gefühl der Gerechtigkeit, das man bei den wildesten Menschen wahrnimmt.

Kascombo hatte auf drei Briefe, die er seit seiner Gefangennehmung geschrieben, keine Antwort erhalten, und doch war schon ein ganzes Jahr verflossen. Der unglückliche Gefangene, die nothwendigsten Bedürfnisse und alle Bequemlichkeiten des Lebens entbehrend, sah seine Gesundheit dahin schwinden, und überließ sich der Verzweiflung. Ivan selbst war einige Zeit krank gewesen. Der strenge Ibrahim hatte jedoch, zu des Majors großer Verwunderung, dem jungen Menschen während seiner Unpäßlichkeit die Fesseln abgenommen, und ließ ihn noch immer frei herumgehen. Als der Major Ivan eines Tages hierüber befragte, antwortete ihm dieser: „Herr! seit einiger Zeit habe ich mich mit Ihnen wegen eines Planes berathschlagen wollen, der mir im Kopfe herumgeht. Ich glaube, ich würde gut thun,

wenn

wenn ich mich zum Mahomedáner machen ließe."
— Du wirst doch kein Narr seyn, Ivan? —
„Nein, ich bin kein Narr; es giebt für mich
kein anderes Mittel, Ihnen nützlich zu seyn;
der türkische Mollah hat mir gesagt, so bald
ich beschnitten sey, könne man mir keine Fesseln mehr anlegen. Alsdann kann ich Ihnen
Dienste leisten, Ihnen wenigstens eine bessere
Nahrung verschaffen; kurz — wer weiß? Wenn
ich einmal frei bin — der Gott der Russen ist
groß — dann wollen wir sehen." — Aber
Gott selbst wird dich verlassen, Unglücklicher,
wenn du ihn verläugnest. — Während dieser
Strafrede mußte Kascombo über das närrische
Projekt seines Denschik lachen; als er ihm
aber förmlich verbot, es in's Werk zu setzen,
erwiederte ihm Ivan: „Herr! ich kann Ihnen
nicht mehr gehorchen, und würde es Ihnen vergeblich noch länger verhehlen: es ist schon geschehen, ich bin Mahomedaner seit dem Tage,
wo Sie mich für krank hielten, und wo man
mir die Eisen abnahm. Ich heiße jetzt Houssein. Was ist hieran Schlimmes? Kann ich

mich nicht wieder zum Christen machen, so bald ich will und Sie frei sind? Sehen Sie, schon trage ich keine Ketten mehr, und kann die Ihrigen bei der ersten günstigen Gelegenheit sprengen. Und ich hoffe, diese wird sich bald zeigen."

Wirklich hielt man ihm Wort, er wurde nicht mehr gefesselt, und genoß seitdem eine größere Freiheit. Aber diese Freiheit wäre ihm bald verderblich geworden. Die Hauptürheber des Zuges gegen Kastombo fürchteten, der neue Muselmann möchte entspringen. Der lange Aufenthalt unter ihnen und die Kenntniß ihrer Sprache setzten ihn in Stand, jeden bei seinem Namen zu nennen, und bei der Linie, wenn er dahin zurückkehrte, eine genaue Personen-Beschreibung zu geben, wodurch sie der Rache der Russen persönlich ausgesetzt worden wären. Auf der andern Seite bemerkten die ächten Muselmänner, welche ihm bei seiner Bekehrung geneigt gewesen waren, daß, wenn er nach dem ausdrücklichen Gebote des Mollah die üblichen Gebete auf der Terrasse des Hauses verrichtete, um das öffentliche Wohlwollen zu ge-

winnen, er oft, aus Gewohnheit und aus Mangel an Aufmerksamkeit, das Zeichen des Kreuzes unter die Niederwerfungen in der Richtung nach Mecca mischte, und sogar bisweilen diesem heiligen Orte den Rücken zukehrte, was ihnen natürlicher Weise die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung verdächtig machen müßte.

Einige Monate nach seiner verstellten Glaubensabschwörung bemerkte Ivan eine große Veränderung in dem Betragen der Einwohner gegen ihn und konnte sich über die offenbaren Zeichen ihres bösen Willens nicht täuschen. Vergeblich forschte er nach der Ursache, als einige junge Leute, mit denen er enger verbunden war, ihm den Vorschlag thaten, sie auf einem Zuge, den sie nächstens unternehmen wollten, zu begleiten. Sie hatten nämlich vor, über den Tereck zu gehen, um einige Kaufleute, welche nach Mosdack reisten, zu plündern. Ivan nahm ihren Vorschlag ohne Zögern an; seit langer Zeit hatte er sich Waffen zu verschaffen gewünscht. Man versprach ihm einen Antheil an der Beute. Er dachte, die Personen, welche den Argwohn

hegten, daß er entweichen wollte, würden nicht mehr die nämlichen Ursachen zum Mißtrauen haben, wenn sie ihn zu seinem Herrn zurückkehren sähen. Als sich indessen der Major diesem Vorhaben mit Nachdruck widersetzte, schien er nicht mehr daran zu denken; aber eines Morgens fand Kascombo die Matte, auf welcher Ivan schlief, an der Mauer aufgerollt; er war in der Nacht abgereiset. Seine Kameraden wollten in der folgenden Nacht über den Tereck gehen, um die Kaufleute anzugreifen, deren Ankunft ihnen durch ihre Spione verrathen war.

Das Vertrauen der Tschetschenzen hätte einigen Verdacht in Ivans Gemüth erregen sollen; denn es war nicht natürlich, daß so listige und mißtrauische Leute ihn zu einem Zuge gegen seine Landsleute mitnehmen sollten. Auch erfuhr man in der Folge, daß sie ihm den Vorschlag, sie zu begleiten, nur in der Absicht gemacht hatten, ihn zu ermorden. Da ihnen seine Eigenschaft als Neubekehrter einige Schonung gebot, so hatten sie sich vorgenommen, ihn während des Marsches im Auge zu behalten, und

und sich seiner im Augenblicke des Angriffs zu entledigen, um glauben zu machen, er sei im Gefecht getödtet worden. Nur Wenige von der Expedition waren in das Geheimniß eingeweiht. Aber das Schicksal vereitelte ihre Pläne. Gerade, als sie sich in den Hinterhalt legten, um die Kaufleute anzugreifen, wurden sie selbst von einem Regimente Kosaken überfallen, das ihnen so scharf zusetzte, daß sie nur mit Noth wieder über den Fluß kommen konnten. Die Größe der Gefahr ließ sie ihre Anschläge gegen Ivan vergessen, und er folgte ihnen auf ihrem Rückzuge. Als ihr Trupp in Ordnung über den Tereck floh, dessen Gewässer sehr reißend sind, stürzte das Pferd eines jungen Tschetschenzen mitten im Flusse, und wurde von den Wellen fortgerissen. Ivan, der ihm folgte, trieb sein Pferd, mit Gefahr, selbst fortgerissen zu werden, in den Stromstrich, ergriff den jungen Menschen im Augenblicke, als er untersinken wollte, und war so glücklich, ihn ans andere Ufer zu bringen. Die Kosaken erkannten ihn, als er beim Anbruch der Morgenröthe zurück-

kehrte, an seiner Uniform und Stallmütze, und indem sie auf ihn schossen, schrieen sie: „Deserteur! — fangt den Deserteur!“ Seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert. Nachdem er sich als Verzweifelter gewehrt, und alle seine Patronen verschossen hatte, kam er endlich in das Dorf zurück mit dem Ruhme, einem seiner Gefährten das Leben gerettet und sich dem ganzen Trupp als nützlich erwiesen zu haben.

Wenn sein Betragen bei dieser Gelegenheit ihm auch nicht alle Gemüther gewann, so erwarb es ihm wenigstens einen Freund; der junge Mensch, den er gerettet hatte, nahm ihn zu seinem Koniak an (ein geheiligter Name, den die Bergbewohner des Caucasus nie verletzen) und schwur, ihn gegen und wider Alle zu vertheidigen. Aber dieses freundschaftliche Verhältniß war nicht hinreichend, ihn gegen den Haß der vornehmsten Einwohner zu schützen. Der Muth, den er bewiesen, und die Anhänglichkeit an seinen Herrn vermehrten die Besorgnisse, die er ihnen eingeflößt. Man konnte ihn nicht mehr als einen Spaßmacher betrachten,

der nichts zu unternehmen fähig wäre, wie man bisher beurtheilt hatte; und wenn man an die vereitelte Expedition dachte, an der er Theil genommen, so erstaunte man, daß russische Truppen an einem von ihrem gewöhnlichen Aufenthalte so entfernten Orte gerade zur Zeit des Angriffs erschienen seyen, und man vermuthete, er habe Mittel gefunden, sie zu unterrichten. Dieser Argwohn war ganz ungegründet; dem ungeachtet wurde er doch schärfer bewacht. Selbst der alte Ibrahim fürchtete ein Komplott zur Entweichung seiner Gefangenen, und gestattete ihnen keine Unterredung mehr mit einander, ja er bedrohte und schlug sogar den Ivan einige Male, wenn er sich mit seinem Herrn unterhalten wollte.

In dieser Lage ersannen die beiden Gefangenen ein Mittel, sich mit einander zu unterreden, ohne ihrem Wächter Argwohn zu geben. Da sie gewohnt waren, russische Lieder mit einander zu singen, so nahm der Major, wenn er dem Ivan in Ibrahim' Gegenwart etwas Wichtiges mitzutheilen hatte, seine Guitarre,

und sang, indem er ihn fragte; dieser antwortete im nämlichen Tone, und sein Herr begleitete ihn mit der Guitarre.

Mehr als 3 Monate waren seit dem unglücklichen Zuge verflossen, als Ivan eine ausserordentliche Bewegung im Dorfe wahrzunehmen glaubte. Die Männer putzten ihre Gewehre, und machten Patronen. Er erfuhr bald, daß man sich zu einer großen Expedition rüstete. Die ganze Nation sollte sich vereinigen, um einen benachbarten Völkerstamm anzugreifen, der sich unter den Schutz der Russen begeben, und ihnen die Errichtung einer Schanze auf seinem Gebiete gestattet hatte. Es war von nichts Wenigerm die Rede, als den ganzen Stamm sammt dem russischen Bataillon, welches die Schanzenarbeiter beschützte, zu vernichten.

Als Ivan einige Tage darauf aus der Hütte trat, fand er das ganze Dorf verlassen. Alle waffenfähige Männer waren in der Nacht ausgezogen. Als er im Dorfe herum gieng, um Erkundigungen einzuziehen, sammelte er neue Beweise von den übeln Gesinnungen der Ein-

wohner gegen ihn. Die Alten vermieden es, mit ihm zu reden, und ein Knabe sagte ihm offenherzig: sein Vater wolle ihn tödten. Als er endlich ganz nachdenkend zu seinem Herrn zurückkehrte, sah er auf dem Dache eines Hauses eine junge Frau, welche ihren Schleier aufhob, und ihm mit allen Merkmalen des Schreckens ein Zeichen gab, sich zu entfernen, indem sie ihm die Straße nach Rußland wies. Es war die Schwester des Tschetschenzen, den er bei dem Uebergang über den Tereck gerettet hatte.

Beim Eintritt in das Haus fand er den Alten beschäftigt, die Eisen Kascombo's zu untersuchen. Ein neuer Ankömmling saß im Zimmer; es war ein Mann, den ein Wechselfieber verhinderte, seinen Kameraden zu folgen, und den man zu Ibrahim geschickt hatte, um die Wache der Gefangenen bis zur Rückkehr der Einwohner zu verstärken. Iwan bemerkte diese Vorsicht, ohne das mindeste Erstaunen zu zeigen. Die Entfernung der Männer aus dem Dorfe bot eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seiner Pläne dar, aber die größere Wach-

samkeit ihres Hüters und vorzüglich die Gegenwart des Fieberhaften machte den Erfolg sehr zweifelhaft. Inzwischen war sein Tod unvermeidlich, wenn er die Rückkehr der Einwohner abwartete; er sah voraus, daß ihre Expedition verunglücken und ihre Wuth alsdann ihn nicht verschonen würde. Es blieb ihm kein anderer Ausweg, als entweder seinen Herrn zu verlassen, oder ihn ohne die geringste Zögerung zu retten. Der treue Diener hätte lieber einen tausendfachen Tod erlitten, als das erste Mittel gewählt.

Kascombo, der alle Hoffnung zu verlieren anfieng, war in eine Art von Stumpfsinn verfallen, und beobachtete ein tiefes Schweigen. Ivan, ruhiger und fröhlicher, als gewöhnlich, übertraf sich selbst bei der Zubereitung der Mahlzeit, dazwischen sang er russische Lieder, und mischte Worte des Trostes und der Aufmunterung an seinen Herrn darunter.

„Die Zeit ist gekommen," sagte er, indem er zu jedem Satze den nichts sagenden Refrain eines russischen Volksliedes: hai Juli, fügte,

„die Zeit ist gekommen, unserm Elend ein Ende zu machen oder zu sterben. Morgen, hai Juli, werden wir auf dem Wege zu einer Stadt, einer schönen Stadt seyn, hai Juli, die ich nicht nennen will. Muth, Herr! das Vertrauen nicht verloren! Der Gott der Russen ist groß, hai Juli.“

Kascombo, gleichgültig gegen Leben und Tod, und die Absichten seines Denschik nicht kennend, begnügte sich, ihm zu antworten: „Thue, was du willst, und schweige.“

Gegen Abend bekam der Fieberhafte, den man, um ihn in guter Laune zu erhalten, mit einer köstlichen Mahlzeit bewirthete, und der den ganzen Nachmittag Schißlik geschmauset hatte, einen so heftigen Anfall, daß er seinen Posten verließ, und nach Hause gieng; Ibrahim, durch Ivan's Lustigkeit beruhigt, widersetzte sich seinem Abzuge nicht. Um jede Art von Mißtrauen zu entfernen, zog sich Ivan zeitig in den Hintergrund seiner Kammer zurück, und legte sich auf eine Bank an der Mauer, in der Hoffnung, daß Ibrahim bald

einschlafen werde. Aber dieser war entschlossen, die ganze Nacht zu wachen, anstatt sich, wie gewöhnlich, auf eine Matte beim Feuer zu legen. Er setzte sich auf einen Block, dem Gefangenen gegenüber, und schickte seine Schwiegertochter fort, welche sich in das nächste Zimmer begab, wo ihr Kind war, und die Thüre hinter sich abschloß.

Von dem dunkeln Winkel aus, in dem er sich befand, betrachtete Ivan die Scene, die er vor sich hatte, mit der größten Aufmerksamkeit. Bei dem Scheine des Feuers, das von Zeit zu Zeit aufflammte, sah er ein Beil in einer Vertiefung der Mauer glänzen. Der Alte, vom Schlafe bezwungen, ließ von Zeit zu Zeit sein Haupt auf die Brust sinken. Ivan sah, daß es Zeit sey, und stand auf. Der argwöhnische Ibrahim bemerkte es sogleich. „Was machst du da?" rief er ihm in rauhem Tone zu. Ivan, statt zu antworten, näherte sich gähnend dem Feuer, wie Einer, der aus einem tiefen Schlaf erwacht. Ibrahim, dem die Augenlieder immer schwerer wurden, be-

fahl dem Kascombo, die Guitarre zu spielen, um ihn wach zu erhalten. Der Major weigerte sich, aber Ivan reichte ihm das Instrument, indem er das verabredete Zeichen machte. „Spielen Sie, lieber Herr!" sagte er, „ich habe mit Ihnen zu reden." Kascombo stimmte die Guitarre, fieng an zu singen, und nun begann folgendes fürchterliche Duett:

Kascombo. Hai juli, hai juli, was willst Du mir sagen? Nimm dich in Acht. (Bei jeder Frage und Antwort sangen sie eine Strophe eines russischen Liedes.)

Ivan. Sehen Sie jenes Beil, aber betrachten Sie es nicht. Hai juli, hai juli, ich werde dem Schelm den Kopf spalten.

Kascombo. Unnützer Mord! Hai juli, wie werde ich mit meinen Ketten entfliehen können?

Ivan. Wir werden die Schlüssel in den Taschen des Räubers finden.

Kascombo. Das Weib wird Lärm schlagen, hai juli.

Ivan. Mag daraus entstehen, was will;

werden Sie nicht eben so gewiß aus Elend und Hunger sterben? Hai juli.

Da der Alte aufmerksam wurde, verdoppelten sie ihr Hai juli, und begleiteten es mit einem rauschenden Gesange. „Spielen Sie, Herr!" rief der Denschik, „spielen Sie den Kosaken; ich will im Zimmer herumtanzen, um mich dem Beile zu nähern; spielen Sie frisch darauf los."

Kascombo. Sey es; diese Höllenqual muß enden. — Er wandte den Kopf auf die Seite, und spielte nun aus aller Kraft den verlangten Tanz:

Ivan fieng mit den grotesken Schritten und Stellungen des Kosakentanzes an, die dem Alten ausnehmend gefielen, und machte dann die lächerlichsten Luftsprünge unter lautem Geschrei, um seine Aufmerksamkeit abzulenken. Als Kascombo merkte, daß der Tänzer sich dem Beile näherte, klopfte sein Herz voll Unruhe; dieses Werkzeug ihrer Befreiung lag in einem offenen, in der Mauer angebrachten Kasten, aber so hoch, daß es Ivan kaum errei-

chen konnte. Um es bei der Hand zu haben, benutzte er einen günstigen Augenblick, ergriff es schnell, und stellte es im Schatten, welchen Ibrahims Körper bildete, auf die Erde. Als dieser die Augen auf ihn warf, war er weit davon, und setzte seinen Tanz fort. Diese gefährliche Scene dauerte schon ziemlich lange, und Kascombo, des Spielens überdrüssig, fieng an zu glauben, es fehle seinem Denschik an Muth, oder er halte den Augenblick nicht für günstig. Er wandte gerade seine Augen auf ihn, als der unerschrockene Tänzer das Beil ergriffen hatte, und festen Schrittes herankam, um den alten Räuber damit niederzuschlagen. Die Gemüthsbewegung des Majors war so groß, daß er zu spielen aufhörte, und die Guitarre auf seine Kniee fallen ließ. Im nämlichen Augenblicke bückte sich der Alte, und machte einen Schritt vorwärts, um das Reißig in das Feuer zu schieben; die dürren Blätter entzündeten sich, und warfen einen hellen Schein in das Zimmer. Ibrahim kehrte zu seinem Sitze zurück.

Wenn Ivan jetzt seinen Plan befolgt hätte,

so wäre ein Faustkampf zwischen ihm und Ibrahim unvermeidlich gewesen, und es wäre großer Lärm entstanden, welchen man vorzüglich vermeiden mußte; aber seine Geistesgegenwart rettete ihn. Als er die Verwirrung des Majors bemerkte, und Ibrahim aufstehen sah, legte er das Beil gerade hinter den Block, worauf Ibrahim saß, und fieng aufs Neue zu fragen an. „Spielen Sie, zum Henker,“ sagte er zu seinem Herrn, „an was denken Sie?“ Der Major, welcher die begangene Unvorsichtigkeit erkannte, entlockte seinem Instrumente neue Töne. Der alte Wächter hatte keinen Verdacht, und setzte sich nieder, aber er befahl ihnen, das das Spiel zu enden, und sich niederzulegen. Ivan nahm ruhig das Futteral der Guitarre, und legte es auf den Kamin; aber anstatt das Instrument zu nehmen, das ihm sein Herr anbot, ergriff er plötzlich das Beil hinter Ibrahim, und versetzte ihm einen so fürchterlichen Schlag an den Kopf, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, todt darnieder, und mit dem Gesicht in das Feuer fiel; sein langer grauer Bart entzündete

zündete sich; Ivan zog ihn am Fuße aus den Flammen, und bedeckte ihn mit einer Matte.

Sie horchten, ob die Frau erwacht sei, als diese, ohne Zweifel über das Stillschweigen verwundert, das auf so großes Geräusch folgte, ihre Zimmerthür öffnete. „Was macht ihr doch hier,“ fragte sie, indem sie auf die Gefangenen zuschritt; „woher kommt der Geruch von verbrannten Federn?“ Das Feuer war am Erlöschen, und gab nur noch einen schwachen Schein. Ivan erhob das Beil, um sie zu tödten, sie gewann aber Zeit, den Kopf abzuwenden, und empfieng den Streich auf die Brust, indem sie einen gräßlichen Seufzer ausstieß; ein zweiter Schlag, schneller als der Blitz, erreichte sie in ihrem Falle, und streckte sie todt zu den Füssen Kascombo's. Erschreckt durch diesen zweiten Mord, auf den er nicht vorbereitet war, stellte sich der Major dem Ivan, welcher auf das Zimmer des Kindes zugieng, in den Weg, um ihn aufzuhalten. „Wohin gehst du, Unglücklicher?“ rief er ihm zu: „Könntest du die Grausamkeit begehen, auch dieses Kind zu opfern, das mir so

viele Freundschaft erwiesen hat? Wenn du mich um diesen Preis befreitest, dann könnten weder deine Anhänglichkeit, noch deine Dienste dich bei unserer Ankunft an der Linie retten.“ — „An der Linie,“ antwortete Ivan, „können Sie thun, was Sie wollen, aber hier müssen wir vollenden.“ Kascombo sammelte alle seine Kräfte, faßte den Ivan, welcher mit Gewalt vordringen wollte, am Kragen und sagte: „Elender, wenn du es wagst, nach seinem Leben zu streben, wenn du ihm ein einziges Haar entreissest, so schwöre ich bei Gott, ich überliefere mich selbst den Händen der Tschetschenzen, und deine Barbarei ist ohne Nutzen.“ „Den Händen der Tschetschenzen?“ wiederholte der Denschick, indem er das blutige Beil über dem Haupte seines Herrn schwang; „sie werden Sie nie mehr lebendig ergreifen; ich erwürge diese Räuber, Sie und mich eher, als dieß geschieht. Dieses Kind kann uns verderben, wenn es Lärm macht; in dem Zustand, in dem Sie sich befinden, sind Weiber im Stande, Sie ins Gefängniß zurückzuführen.“ — „Halt, halt!“ schrie

Kascombo, dessen Händen sich Ivan zu entwinden suchte; „halt, Ungeheuer, du mußt mich selbst zuerst erwürgen, ehe du dieses Verbrechen begehest!“ — Aber durch seine Ketten gehemmt, und schwach, wie er war, konnte er den wüthenden jungen Menschen, der ihn von sich stieß, nicht zurückhalten, und fiel, halbohnmächtig vor Schrecken und Abscheu, hart auf die Erde nieder. Während er, vom Blute der ersten Opfer besudelt, alle Kräfte anstrengte, um sich zu erheben, rief er aus: „Ivan, ich beschwöre dich, tödte es nicht, im Namen Gottes, vergieße das Blut dieses unschuldigen Geschöpfes nicht!“

Er eilte dem Kinde zu Hülfe, sobald er es vermochte, aber in der Zimmerthüre stieß er in der Dunkelheit an Ivan, welcher zurückkehrte. „Herr!“ sagte dieser, „alles ist vorbei. Lassen Sie uns keine Zeit verlieren, — machen Sie kein Geräusch, sag' ich Ihnen,“ — antwortete er auf die Vorwürfe, die ihm sein Herr in der höchsten Verzweiflung machte. — „Geschehen ist geschehen, jetzt können wir nicht mehr zurück. So lange wir nicht frei sind, ist jeder

Mensch, der mir begegnet, todt, oder er muß mich tödten, und wenn jemand vor unserer Abreise in dieses Zimmer tritt, Mann oder Weib oder Kind, Freund oder Feind, so streck' ich ihn zu den Andern nieder."

Ivan zündete den Span eines Lerchenbaumes an, begann die Patrontasche und die Säcke des Räubers zu durchsuchen, aber der Schlüssel zu den Ketten fand sich nicht; er suchte ihn eben so vergeblich in den Kleidern der Frau, in einem Koffer und überall, wo er glaubte, daß er verborgen seyn könne. Während er diese Nachforschungen anstellte, überließ sich der Major seinem Schmerze; Ivan tröstete ihn auf seine Art. „Sie würden besser thun," sagte er, „den verlornen Schlüssel zu ihren Ketten zu beweinen. Was ist an diesen Räubern zu bedauern, die Sie seit fünfzehn Monaten gequält haben? Sie wollten uns tödten, — je nun, die Reihe ist von uns an sie gekommen."

Da sich der Schlüssel zu den Eisen nirgends fand, so waren alle diese Morde unnütz, wenn man sie nicht zu sprengen vermochte. Nach lan-

gen Bemühungen gelang es endlich dem Ivan, mit dem Keile des Beils den Ring von der Hand los zu machen, aber der Ring an der Fußkette widerstand allen Anstrengungen, und Ivan getraute sich nicht, seine ganze Stärke anzuwenden, aus Furcht, seinem Herrn das Bein zu zerquetschen. Inzwischen rückte die Nacht voran; die Gefahr wurde dringend; sie entschlossen sich daher, abzureisen. Ivan befestigte die Kette an dem Gürtel des Majors, so daß sie ihn so wenig als möglich am Gehen hinderte. Er steckte ein Viertel von einem Hammelbraten, den Rest von ihrem gestrigen Mahle, in einen Zwerchsack, that noch einige Vorräthe hinzu, und bewaffnete sich mit dem Pistol und dem Dolche des Todten; Kascombo bemächtigte sich seiner Bourka. So verließen sie im tiefsten Stillschweigen das Haus.

Anstatt die Richtung nach Mosdack auf der gewöhnlichen Straße zu nehmen, schlugen die Flüchtlinge den Gebirgsweg ein, indem sie wohl voraussahen, daß man sie auf jener verfolgen würde. Sie zogen während der Nacht

längs den Höhen zu ihrer Rechten hin, und traten bei Anbruch des Tages in einen Buchenwald, welcher das Gebirg krönte und sie vor der Gefahr schützte, von Weitem gesehen zu werden. Es war im Monat Februar; der Boden auf diesen Höhen, und vorzüglich im Walde, war mit hartem Schnee bedeckt, der während der Nacht und eines Theils des Morgens einen festen Schritt gewährte; aber gegen Mittag, als die Sonne den Schnee erweichte, sanken sie bei jedem Tritte ein, wodurch ihr Marsch sehr verzögert wurde. So erreichten sie mühsam die Halde eines tiefen Thales, in dessen Schooße der Schnee verschwunden war; ein betretener Weg, welcher den Krümmungen des Baches folgte, bewies, daß die Gegend gangbar sey. Diese Betrachtung, in Verbindung mit der Ermüdung des Majors, bewog die Reisenden, hier die Nacht zu erwarten; sie verbargen sich daher zwischen einzelne Felsstücken, welche aus dem Schnee hervorragten. Ivan hieb Tannenzweige ab, und bereitete ein festes Lager auf dem Schnee, auf welches der Major sich legte.

Während er ruhte, suchte Ivan die Gegend auszuforschen. Das Thal, auf dessen Höhe er sich befand, war mit hohen Gebirgen umringt, zwischen welchen man keinen Ausgang erblickte; er sah, daß es unmöglich war, den betretenen Weg zu vermeiden, und daß man nothwendig dem Laufe des Flusses folgen mußte, wenn man aus diesem Labyrinthe gelangen wollte. Gegen eilf Uhr in der Nacht, als der Frost den Schnee fest machte, stiegen sie in das Thal hinab. Vorher aber legten sie Feuer an ihr Nachtlager, theils um sich zu erwärmen, theils um eine kleine Mahlzeit von Schislik zu halten, deren sie sehr bedurften. Eine Hand voll Schnee war ihr Getränk, und ein Schluck Branntwein vollendete ihr Fest. Sie kamen glücklich durch das Thal, ohne einen Menschen zu sehen, und traten dann in einen Hohlweg, wo der Fußpfad und der Bach zwischen hohen, senkrechten Felsen eingeschlossen waren.

Kascombo und Ivan giengen mit der möglichsten Geschwindigkeit, wohl fühlend, welche Gefahr sie liefen, wenn ihnen jemand auf dem

engen Wege begegnete, aus dem sie erst gegen 9 Uhr in der Frühe herauskamen. Da öffnete sich diese finstere Hohlgasse auf einmal, und sie entdeckten, über die niedrigen Gebirge hin, welche sich vor ihnen ausbreiteten, den unermeßlichen Horizont von Rußland, einem entfernten Meere gleich. Man kann sich kaum einen Begriff von dem Vergnügen machen, das der Major bei diesem unerwarteten Schauspiel empfand; Rußland! Rußland! war das einzige Wort, das er hervorbringen konnte. Die Reisenden setzten sich, um auszuruhen und zum Voraus ihrer nahen Freiheit zu genießen. In dieses Vorgefühl des Glückes mischte sich im Gemüthe des Majors die Erinnerung an die gräßliche Scene, davon er kurz vorher Zeuge gewesen war, und welche seine mit Blut bespritzten Ketten und Kleider lebhaft in sein Gedächtniß zurückriefen. Die Augen auf das ferne Ziel seiner Leiden gerichtet, berechnete er die Beschwerlichkeiten der Reise. Der Anblick des langen und gefährlichen Weges, welchen er noch mit Eisen an den geschwollenen Füssen machen mußte, verlöschte die

Freude, welche ihm die Ansicht seines Geburtslandes gewährte, bis auf die letzte Spur. Zu den Qualen seiner Einbildungskraft gesellte sich ein brennender Durst. Ivan stieg zu dem Flusse hinab, welcher in einer Entfernung vorbeifloß, um für seinen Herrn Wasser zu holen; er fand dort eine von 2 Bäumen gebildete Brücke, und sah in der Ferne ein Haus. Es war eine Gattung von Chalet oder Sommerwohnung der Tschetschenzen, aber verlassen. In ihrer Lage war dieses Haus für unsere Flüchtlinge eine köstliche Entdeckung. Ivan entriß seinen Herrn seinen Betrachtungen, um ihn in die gefundene Freistätte zu führen, und nachdem er ihn daselbst untergebracht, suchte er sogleich das Magazin auszufinden.

Die Bewohner des Caucasus, welche größtentheils halbe Nomaden und oft den Einfällen ihrer Nachbarn ausgesetzt sind, haben nämlich immer in der Nähe ihrer Häuser unterirdische Behältnisse, wo sie ihre Vorräthe und ihre Habseligkeiten verbergen. Diese Magazine, in

Gestalt eines engen Brunnens, sind mit einem Brette oder breiten Stein verschlossen, sorgfältig mit Erde überdeckt, und immer an Orten angebracht, wo kein Rasen wächst, aus Furcht, die Farbe des Grases möchte den Schatz verrathen. Trotz dieser Vorsicht entdecken sie die russischen Soldaten doch oft; sie stoßen mit ihren Flintenkolben auf die Fußwege in der Nähe der Wohnungen, und der Ton zeigt ihnen die Höhlungen an, die sie suchen. Ivan entdeckte eine solche unter einem Schoppen, der an das Haus stieß, und fand darin irdene Häfen, einige Maisstengel, ein Stück Steinsalz und einiges Hausgeräthe. Er holte eilends Wasser, um die Küche einzurichten; das Viertel Hammelfleisch und einige Kartoffeln, die er mitgebracht, wurden über das Feuer gesetzt. Während dieses Gericht zubereitet wurde, röstete Kascombo die Maiskörner; alles dies, nebst einigen im Magazine gefundenen Haselnüssen, gab ein herrliches Mahl. Als dies verzehrt war, gelang es dem Ivan, der nun mehr Zeit und Hülfsmittel hatte, seinen Herrn von den

Ketten zu befreien; und dieser, ruhiger und durch die Mahlzeit gestärkt, verfiel bald in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst gegen 9 Uhr Abends erwachte. Trotz dieser wohlthätigen Ruhe waren seine geschwollenen Füße so steif geworden, daß er, als sie die Reise fortsetzen wollten, nicht die mindeste Bewegung machen konnte, ohne unerträgliche Schmerzen zu empfinden. Dennoch mußte man weiter. Auf seinen Diener gestützt, machte er sich voll trüber Gedanken auf den Weg, überzeugt, daß er nie am gewünschten Ziele anlangen würde. Die Bewegung und die Wärme, die das Gehen seinem Körper mittheilte, linderten nach und nach seine Schmerzen. Er gieng die ganze Nacht, ruhte oft aus, und zog gleich wieder weiter. Bisweilen überließ er sich einer gänzlichen Muthlosigkeit, warf sich auf die Erde nieder, und beschwor den Ivan, allein in die Heimath zurückzukehren, und ihn seinem unglücklichen Schicksal zu uberlassen. Sein treuer Gefährte flößte ihm aber nicht nur durch seine Gespräche und sein Beispiel neuen Muth ein,

sondern gebrauchte fast Gewalt, um ihn aufzuheben und mit fortzuschleppen.

Kascombo und Ivan kamen auf ihrer Reise an eine gefährliche Stelle, die sie nicht vermeiden konnten; den Tag zu erwarten, wäre ein unersetzlicher Zeitverlust gewesen: sie entschlossen sich daher, den Versuch zu wagen, auf die Gefahr, in den Abgrund zu stürzen; Ivan wollte jedoch, bevor er seinen Herrn dieser Gefahr aussetzte, jene Stelle allein untersuchen. Während er hinabstieg, verweilte Kascombo am Rande des Felsens in einer unbeschreiblichen Seelenangst. Die Nacht war düster; er hörte das dumpfe Getöse eines reissenden, sich in das Thal ergießenden Stromes unter seinen Füßen; das Geräusch der unter den Tritten seines Gefährten vom Gebirge herab in das Wasser rollenden Steine ließ ihn die ungeheure Tiefe des Abgrundes erkennen, an dem er sich befand. In diesem angstvollen Augenblicke, welcher der letzte seines Lebens seyn konnte, trat das Bild seiner Mutter vor sein Gemüth; sie hatte ihn bei dem Abschiede an der Linie so zärtlich ge-

segnet: dieser Gedanke gab ihm neuen Muth. Ein geheimes Vorgefühl ließ ihn hoffen, sie wieder zu sehen. „Großer Gott," rief er aus, „laß ihren Segen nicht ohne Wirkung seyn!"

Als er dieses kurze, aber heiße Gebet endigte, erschien Ivan wieder. Die untersuchte Stelle war nicht so beschwerlich, als sie Anfangs geglaubt hatten. Nachdem sie einige Klafter zwischen Felsen hinabgestiegen waren, mußten sie, um die gangbare Halde zu gewinnen, längs einer engen, abschüssigen, mit schlüpfrigem Schnee bedeckten Felsenbank, unter welcher sich der Berg senkrecht erhob, hingleiten. Ivan grub mit seinem Beile Löcher in den gefrornen Schnee, welche das Gehen erleichterten; dann machten sie das Zeichen des Kreuzes, und Kascombo sagte: „Wenn ich umkomme, so soll es wenigstens nicht aus Mangel an Muth geschehen, den mir nur die Krankheit rauben konnte. Ich will nun gehen, so lange mir Gott die Kraft dazu läßt." Sie kamen glücklich aus diesem gefährlichen Engpasse, und setzten ihre Reise fort. Die Fußpfade wurden nun gebahnter und fester;

sie fanden keinen Schnee mehr als auf der Nord-seite und in den Tiefen, wo er sich angehäuft. Sie hatten das Glück, bis zum Anbruche des Tages Niemand anzutreffen; jetzt aber nöthigte sie der Anblick von 2 Männern, die sie in der Ferne sahen, sich auf die Erde zu legen, um nicht wahrgenommen zu werden.

Wenn man in diesen Provinzen aus den Bergen hervorkommt, trifft man keine Wal-dungen mehr an; die Gegend ist ganz nackt, und man würde vergeblich einen Baum suchen, ausser an den Ufern großer Flüsse, und auch da sind sie noch sehr selten, was bei der großen Fruchtbarkeit des Erdreichs wirklich sonderbar ist. Sie folgten seit einiger Zeit dem Laufe der Sanja, über welche sie gehen mußten, um nach Mosdack zu kommen, und suchten eine Stelle, wo das ruhigere Wasser ihnen einen minder ge-fährlichen Uebergang verstatten würde, als sie einen Mann zu Pferd gerade auf sie zureiten sahen. Das ganze offne Land bot ihnen weder Baum, noch Gebüsch, um sich zu verstecken.

Sie duckten sich daher unter das Ufer am Rande des Wassers. Der Reisende zog einige Klafter von ihrem Schlupfwinkel vorüber. Sie hatten keine andere Absicht, als sich zu vertheidigen, wenn sie angegriffen würden. Ivan zog seinen Dolch, und gab das Pistol dem Major. Als er aber sah, daß der Reiter nur ein Knabe von 12 bis 13 Jahren war, stürzte er schnell auf ihn los, ergriff ihn beim Kragen, und warf ihn auf den Rasen. Der junge Mensch wollte Widerstand leisten, als er aber den Major, das Pistol in der Hand, am Rande des Flusses erblickte, floh er pfeilschnell davon. Das Pferd war ohne Sattel, und hatte statt des Zaumes eine Halfter im Maule. Beide Flüchtlinge bedienten sich sogleich ihres Fanges, um über den Fluß zu setzen. Dies Ereigniß war ein großes Glück für sie, denn sie überzeugten sich bald, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, zu Fuß hinüber zu kommen, wie sie es im Sinn gehabt. Obwohl ihr Pferd die Last von 2 Männern zu tragen hatte, ward es doch von den Wellen beinahe fortgerissen; inzwischen langten sie wohlbehalten

am andern Ufer an, welches aber so steil war, daß das Pferd den Boden nicht erreichen konnte. Sie stiegen daher ab, um es zu erleichtern; als es aber Ivan mit aller Gewalt an sich zog, um es herauf zu bringen, machte sich die Halfter los, und blieb ihm in den Händen. Das arme Thier wurde vom Strome fortgerissen, sank nach mehrmaligen Versuchen, ans Land zu kommen, endlich unter, und ertrank. Obwohl der Verlust des Pferdes Kascombo und Ivan schmerzte, waren sie doch über die Gefahr, verfolgt zu werden, von nun an beruhigter; sie lenkten daher ihre Schritte nach einem felsigen Hügel, den sie von Weitem sahen, in der Absicht, sich daselbst zu verbergen, und bis zur Nachtzeit auszuruhen. Nach der Berechnung des Weges, den sie schon zurückgelegt hatten, konnten, ihrem Urtheile nach, die Wohnungen der friedlichen Tschetschenzen nicht mehr entfernt seyn; aber nichts war unsicherer, als sich diesen Menschen zu überliefern, deren wahrscheinliche Verrätherei sie verderben konnte. In dem Zustande der Ermattung jedoch, worin der Major sich

befand,

befand, war es fast unmöglich, daß er ohne fremde Hülfe den Tereck erreichen konnte. Ihre Vorräthe waren erschöpft; sie brachten den Tag in einem dumpfen Schweigen zu, und getrauten sich nicht, ihre Besorgnisse einander mitzutheilen. Gegen Abend sah Kascombo, daß sein Denschik sich mit der Hand an die Stirne schlug, und einen tiefen Seufzer ausstieß. Erstaunt über diesen plötzlichen Ausbruch der Verzweiflung seines bisher so heldenmüthigen Gefährten, fragte der Major nach der Ursache. „Herr!" antwortete Ivan, „ich habe einen großen Fehler begangen." — Möge ihn dir Gott vergeben! — „Ja," erwiederte Ivan, „ich vergaß, den schönen Karabiner mitzunehmen, welcher in dem Zimmer des Kindes war. Lachen Sie nur, — er war der schönste im ganzen Dorfe. Ich hätte dem ersten Manne, der uns begegnete, ein Geschenk damit gemacht, um ihn für uns zu gewinnen; denn ich sehe kaum, wie wir in dem Zustande, worin ich Sie erblicke, unsre Reise vollenden können."

Das Wetter, welches den Reisenden bisher

so günstig gewesen war, veränderte sich im Laufe des Tages. Der kalte Wind aus Rußland blies mit Heftigkeit, und jagte ihnen Graupen ins Gesicht. Sie reisten beim Einbruche der Nacht weiter, unentschlossen, ob sie ein Dorf zu erreichen oder zu vermeiden suchen sollten. Ein neues Unglück, welches ihnen gegen Ende der Nacht begegnete, machte ihnen wegen der Länge des Weges, den sie noch vor sich hatten, letzteres durchaus unmöglich. Als sie in einer Schlucht auf dem Reste von Schnee, der die Tiefe verbarg, fortschritten, brach das Eis unter ihren Füßen, und sie sanken bis an die Kniee ins Wasser. Durch die Bemühungen, welche Kascombo anwandte, um sich heraus zu arbeiten, wurden seine Kleider noch vollends durchnäßt. Seit dem Augenblick ihrer Abreise war die Kälte nie so durchdringend gewesen; das ganze Feld war mit Reif bedeckt. Nach einem viertelstündigen Marsche fiel der Major, starr vor Kälte, aus Müdigkeit und Schmerz nieder, und weigerte sich entschieden, einen Schritt weiter zu gehen. Da er die Unmög-

lichkeit sah, das Ziel seiner Reise zu erreichen, so hielt er es für eine zwecklose Grausamkeit, seinen Gefährten zurückzuhalten, welcher leicht allein sich retten konnte. „Höre, Ivan," sagte er zu ihm, „Gott ist mein Zeuge, ich habe bisher alles gethan, was mir möglich war, um von dem Beistande, den du mir geleistet, Vortheil zu ziehen; du siehst, daß er mich nicht retten kann, und daß mein Schicksal entschieden ist. Geh' du bis an die Linie, mein lieber Ivan, kehre zu unserm Regimente zurück. Sage meinen alten Freunden und Vorgesetzten, du habest mich hier den Raben zur Speise zurückgelassen, und daß ich ihnen ein besseres Loos wünsche. Aber erinnere dich, bevor du abreisest, an den Eid, den du da oben bei dem Blute der Wächter geschworen, daß mich die Tschetschenzen nicht lebendig wieder in ihre Gewalt bekommen sollten. Halte Wort!" Indem er dies sprach, streckte er sich auf der Erde aus, und deckte sich ganz mit seiner Bourka zu. „Es bleibt uns noch ein Hülfsmittel," erwiederte Ivan, „wir müssen eine Tschetschenzen-

Wohnung aufsuchen, und den Eigenthümer derselben durch Versprechungen gewinnen; wenn er uns verräth, haben wir uns wenigstens nichts vorzuwerfen. Suchen Sie sich noch bis dahin zu schleppen; oder wohlan," fügte er bei, als er sah, daß sein Herr still schwieg, „ich will allein gehen, und einen Tschetschenzen zu gewinnen trachten. Wenn es gut geht, komme ich mit ihm zurück, um Sie wegzubringen; geht es schlimm, komme ich um, und kehre ich nicht wieder zurück, so — hier ist das Pistol, nehmen Sie es." Kascombo streckte seine Hand unter der Bourka hervor, und nahm das Pistol. —

Ivan bedeckte ihn mit Gras und dürrem Gesträuche, aus Furcht, er möchte während seiner Abwesenheit von Jemand entdeckt werden. Als er im Begriffe war, fortzugehen, rief ihn sein Herr noch einmal zurück. „Höre, Ivan," sagte er ihm, „meinen letzten Auftrag. Wenn du über den Tereck kommst, und meine Mutter ohne mich wieder siehst . . ." — „Herr!" unterbrach ihn Ivan, „auf Wiedersehen heute Abend! — Wenn Sie sterben, wird weder Ihre,

noch meine Mutter mich jemals wieder sehen."

Nachdem Ivan eine Stunde gegangen, sah er von einer kleinen Anhöhe herab, in einer Entfernung von einigen Wersten, zwei Dörfer. Dies war es aber nicht, was er suchte: er wollte ein einzeln stehendes Haus finden, und unbemerkt in dasselbe treten, um den Eigenthümer heimlich in sein Interesse zu ziehen. Der ferne Rauch eines Kamins ließ ihn eines entdecken, wie er wünschte. Er eilte dahin, und trat ohne Zögern in die Stube. Der Herr des Hauses saß auf der Erde, beschäftigt, seine Halbstiefel zu flicken. „Ich komme," sagte ihm Ivan, „um dich 200 Rubel gewinnen zu lassen, und einen Dienst von dir zu verlangen. Du hast ohne Zweifel von dem Major Kascombo, dem Gefangenen bei den Gebirgsvölkern, reden gehört. Gut. Diesen habe ich entführt, er ist einige Schritte von hier, krank, und in deiner Gewalt. Willst du ihn von Neuem seinen Feinden ausliefern, so werden sie dich gewiß loben, aber wie du wohl weißt, nicht belohnen. Wenn du im Gegentheil einwilligst, ihn zu retten, und

nur 3 Tage bei dir zu behalten, so gehe ich nach Mosdack, und bringe dir 200 Rubel in klingender Münze für seine Auslösung; wenn du dich aber von deinem Platze rührst," fügte er bei, indem er seinen Dolch zog, „oder Lärmen schlägst, um mich verhaften zu lassen, so erwürge ich dich auf der Stelle. Dein Wort, oder du bist des Todes!"

Ivans zuversichtlicher Ton flößte dem Tschetschenzen Achtung ein, ohne ihn furchtsam zu machen. „Junger Mensch," sagte er ihm, indem er ruhig seinen Stiefel auf die Seite legte, „ich habe auch einen Dolch in meinem Gürtel, und der deinige erschreckt mich nicht; — wenn du als Freund zu mir gekommen wärest, würde ich nie einen Menschen verrathen haben, der über die Schwelle meiner Thüre getreten ist; jetzt verspreche ich nichts. Setze dich nieder, und sage, was du willst." Als Ivan sah, mit wem er es zu thun hatte, steckte er seinen Dolch wieder ein, setzte sich, und wiederholte seinen Vorschlag. „Welche Sicherheit giebst du mir," fragte der Tschetschenze, „für die Erfüllung

deines Versprechens?" — „Ich lasse den Major selbst bei dir," antwortete Ivan; „glaubst du, daß ich 15 Monate lang geduldet, und meinen Herrn zu dir gebracht haben würde, um ihn zu verlassen?" — „Gut, ich glaube dir, aber 200 Rubel sind zu wenig; ich will 400." — „Sie zu versprechen, das kostet ja nichts; ich aber, der Wort halten will, biete dir 200, weil ich weiß, wo ich sie bekommen kann, aber keinen Kopecken mehr. Willst du mich in die Nothwendigkeit versetzen, dich zu betrügen?" — „Wohlan, es sey! Es gilt für die 200 Rubel; und du kommst allein und in 3 Tagen zurück?" — „Ja, allein und in 3 Tagen, ich gebe dir mein Wort; aber hast du mir das deinige gegeben? Ist der Major dein Gast? — „Er ist mein Gast, so wie du von diesem Augenblicke an, du hast mein Wort." Sie gaben sich wechselseitg die Hand, und eilten zum Major, den sie halb todt vor Hunger und Kälte in die Hütte trugen.

Anstatt nach Mosdack zu gehen, begab sich Ivan nach dem näher gelegenen Tchervelians-Kaya-Staniza, wo sich ein beträchtlicher Ko-

saken-Posten befand. Ohne Mühe brachte er da die nöthige Summe zusammen. Die braven Kosaken, von denen einige bei dem unglücklichen Gefechte zugegen gewesen, das dem Major die Freiheit gekostet, legten mit Freuden zusammen, um das Lösegeld vollständig zu machen. Am bestimmten Tage reiste Jvan ab, um endlich seinen Herrn zu befreien; aber der Oberst, der den Posten kommandirte, fürchtete eine neue Verrätherei, ließ ihn nicht allein zurückkehren, und gab ihm, gegen die mit dem Tschetschenzen getroffene Verabredung, einige Kosaken zur Bedeckung mit. Diese Vorsicht wäre dem Major bald verderblich geworden. Sobald sein Wirth in der Ferne die Lanzen der Kosaken blinken sah, glaubte er sich verrathen. Sogleich bewies er die muthige Rohheit seiner Nation, führte den noch kranken Major auf das Dach des Hauses, band ihn an einen Pfosten, und stellte sich ihm gegenüber, seinen Karabiner in der Hand. „Wenn ihr weiter vorwärts geht,“ rief er dem Jvan zu, als er so nahe war, um ihn zu verstehen, indem er auf den Major an-

legte, „wenn ihr noch einen Schritt näher kommt, so zerschmettere ich dem Major das Gehirn, und ich habe noch 50 Patronen für meine Feinde und für den Verräther, der sie herbeigeführt.“ — „Du bist nicht verrathen,“ schrie ihm der, für das Leben seines Herrn zitternde, Denschik zu; „man hat mir die Begleitung aufgedrungen. Aber ich halte Wort, und bringe dir die 200 Rubel.“ — „Die Kosaken müssen sich entfernen, oder ich gebe Feuer.“ Kascombo selbst bat den Offizier, sich zurückzuziehen. Ivan folgte den Kosaken einige Augenblicke, und kam dann allein zurück; aber der argwöhnische Räuber erlaubte ihm nicht, näher zu kommen. Er befahl ihm, die 200 Rubel hundert Schritte vom Hause auf dem Fußpfade vorzuzählen, und sich zu entfernen.

Sobald der Tschetschenze sich des Geldes bemächtigt hatte, kehrte er auf das Dach zurück, warf sich vor dem Major auf die Kniee, und bat ihn um Verzeihung und Vergessenheit der übeln Behandlung, zu der er, seiner eigenen Sicherheit wegen, gezwungen worden sey.

„Ich werde mich nur erinnern," gab ihm Kascombo zur Antwort, „daß ich dein Gast gewesen bin, und daß du Wort gehalten hast; aber bevor du mich um Verzeihung bittest, löse zuerst meine Bande." Anstatt ihm zu antworten, eilte der Tschetschenze, als er den Ivan zurückkehren sah, vom Dache herunter, und verschwand wie der Blitz.

Noch am nämlichen Tage hatte der brave Ivan das Glück und den Ruhm, seinen Herrn in den Kreis seiner Freunde zurück zu führen, die längst die Hoffnung aufgegeben hatten, ihn wieder zu sehen. — —

Einige Monate später fuhr ein Reisender in der Nacht zu Jegorievsky an einem stark erleuchteten Hause von gutem Aussehen vorbei. Er stieg von seinem Kibik, und nahte sich einem Fenster, um den Anblick eines sehr belebten Balles zu genießen, der zur ebenen Erde gegeben wurde. Ein Unteroffizier betrachtete gleichfalls sehr aufmerksam, was im Innern des Zimmers vorgieng. „Wer giebt diesen Ball?" fragte der Fremde. — Der Herr Major, der

sich verheirathet. — „Und wie nennt sich der Major?“ — Er nennt sich Kascombo.

Der Reisende, welcher die sonderbare Geschichte dieses Offiziers kannte, wünschte sich Glück, seiner Neugierde nachgegeben zu haben, und ließ sich den Neuvermählten zeigen, welcher, vor Vergnügen strahlend, in diesem Augenblicke die Tschetschenzen und ihre Grausamkeit vergaß. „Zeigen Sie mir auch, wenn ich bitten darf, den braven Denschik, der ihn befreit hat.“ Der Unteroffizier antwortete nach einigem Zögern: „Ich bin's.“ Doppelt überrascht von diesem Zusammentreffen und noch mehr von seiner Jugend, fragte er ihn um sein Alter. Er hatte noch nicht das zwanzigste Jahr zurückgelegt, und als Belohnung seines Muthes und seiner Treue ein Geldgeschenk und den Grad eines Unteroffiziers erhalten. Dieser brave junge Mensch, nachdem er freiwillig das Unglück seines Herrn getheilt, und ihm das Leben und die Freiheit wieder gegeben, freute sich an seinem Glück, indem er dessen Hochzeit durch das Fenster betrachtete. Als

ihm aber der Fremde seine Verwunderung bezeigte, daß er nicht beim Feste wäre, und deswegen seinen vorigen Herrn des Undanks beschuldigte, warf ihm Ivan einen furchtbaren Seitenblick zu, und gieng in das Haus, die Melodie: hai Juli, anstimmend. Bald darauf erschien er im Ball-Saale, und der Fremde, noch immer Ivans gräßlichen Blick vor Augen, und die Erinnerung an die blutige That im beängstigten Herzen, sprang schnell in seinen Kibik, und jagte mit verhängten Zügeln davon, froh, dem schrecklichen Ivan und seinem Mordbeile entronnen zu seyn.

In der C. H. Zeh'schen Buchhandlung sind noch folgende interessante Romane erschienen.

Ciryllus, B., Corando Corandini, der kühne Räuberhauptmann. Eine romantische Geschichte unseres Jahrhunderts. 2 Thle. m. 2 Kupfern. 8. 823. 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr.

— — Graf Meinolf von Wildenforst, oder des grauen Mannes wunderbares Wirken auf den Burgen seiner Freunde. Eine Geschichte a. d. Tagen der Vorzeit. 3 Thle. m. 3 Kpfrn. 8. 824. 5 fl. 24 kr. od. 3 Thlr.

— — Moranzo, furchtbares Oberhaupt kühner spanischer Räuber auf dem Lande und zur See. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts. 2 Bde. m. 2 Kpfrn. 8. 825. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 4 Sgr.

— — Phalantus und Anastasia schreckbare Schicksale in der Gefangenschaft der Osmanen. Eine Geschichte aus dem gegenwärtigen Freiheitskampfe der Neugriechen. Mit 1 Kupfer. 8. 823. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 Sgr.

Egloffstein, H. A. Ch. von, Alberts und seiner Freunde Abentheuer. Ein Seitenstück zu Graf Benjowsky von A. v. Kotzebue. 2 Thle. mit 2 Kpfrn. 8. 822. 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr.

— — Blüthen und Blumen. Eine Sammlung interessanter Erzählungen und Miszellen. Mit 1 Kupfer. 8. 819. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

— — Charles Denoi, oder das Vorgefühl des väterlichen Herzens; Wigo der Kühne oder

die Freischützen in Böhmen u. a. Erzählungen. Mit 1 Kupfr. 8. 828. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Egloffstein, H. A. Ch. von, neue Gemälde in romantischen Farben, gezeichnet aus der Bilder-Gallerie der Menschheit. Mit 1 Kpfr. 8. 821. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 Sgr.

— — Laurette, die Zigeuner-Prinzessin; der Hut aus Paris; der falsche Königssohn und andere Erzählungen. Mit 1 Kupfer. 8. 827. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr.

— — neue Miszellen und Erzählungen aus dem Gebiete des Lebens. Mit 1 Kpfr. 8. 820. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 4 Sgr.

— — Moosglöckchen. Erzählungen, Geschichten und kleine Romane. Mit 1 Kpfr. 8. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

— — Ritter Adolf von Wildenfels und seine Freunde. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem XIII. Jahrh. Mit 1 Kupfer. 8. 821. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

— — Ritter Rudolph von Ebersberg, genannt von Weihers, und Ida von Boyneburg; eine Rittergeschichte aus dem XIII. Jahrh. Mit 1 Kpfr. 8. 821. 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

— — der Zeittödter. Mit 1 Kpfr. 8. 825. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Franziska, Eriken. Ein Sträuschen Erzählungen und Geschichten. Mit 1 Kpfr. 8. 827. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

— — Georginen. Ein Sträuschen Erzählungen und Geschichten. Mit 1 Kpfr. 8. 826. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Helinkor, R., Echotöne aus dem wirklichen Le-

ben und dem Gebiete der Phantasie. Mit 1 Kpfr. 8. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Lotz, G., Darstellungen aus der idealen und wirklichen Welt. 8. 825. 2 fl. oder 1 Thlr. 4 Sgr.

— — Florenzia, die Kazikenbraut; die Kaufmannstochter; das Gelübde und andere Erzählungen. Mit 1 Kpfr. 8. 826. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

— — die Tochter des Verbannten; Leben eines brittischen Offiziers; Königin Johanna und ihr Hof; Alles besetzt. Mit 1 Kpfr. 8. 827. 2 fl. od. 1 Thlr. 4 Sgr.

— — Pedrosas Abenteuer; der Verbannte; das Gastzimmer im Pfarrhause und andere Erzählungen. 8. 828. 2 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 8 Sgr.

Melano, Dr., die Tochter des Sultans. Mit 1 Kpfr. 8. 827. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

Moosrosen. Erzählungen, Geschichten und kleine Romane, herausgegeben von L. Th. Becker. Mit 1 Kpfr. 8. 814. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Pauer, Dr. Fr., Eduard und Kathinka; Natalie; die Jugendfreunde und andere Erzählungen. Mit 1 Kpfr. 8. 826. 2 fl. od 1 Thlr. 4 Sgr.

Auch unter dem besonderen Titel: Erzählungen. 1ste Sammlung.

Pierre, J., Bukkelomini. Eine Erzählung neuerer Zeit. Mit 1 Kpfr. 8. 826. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

— — Theobald und Mathilde. Eine Familiengeschichte. Mit 1 Kpfr. 8. 825. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

Ritter Hugo von Schauerthal verhängnißvolle Wanderungen. Ritter- und Geistergeschichte des XIII. Jahrhunderts. 2 Thle. mit 1 Kpfr. 8. 821. 3 fl. oder 2 Thlr.

Siegmar, R., Albrecht Achilles, Marggraf zu Brandenburg, oder echte Liebe scheut kein Opfer. Nach der Geschichte romantisch bearbeitet. Mit 2 Kpfrn. 8. 816. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

— — Graf Albrecht von Hohenstein, oder der Gang nach dem Eisenhammer. Nach Schillers Ballade romantisch bearbeitet. Mit 1 Kpfr. 8. 827. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

— — die zwölf schlafenden Jünglinge, od. der Zauber-Adler der Geisterwittwe vom Schlosse Tripoldstein. Ritter- und Geistergeschichte. 2 Thle. mit 2 Kpfrn. 8. 822. 3 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 20 Ggr.

— — Ritter Eppelein von Gailingen, der kühne Raubritter in Franken. Nach der wahren Geschichte romantisch bearbeitet. 2 Thle. mit 2 Kupfern. 8. 824. 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

— — Ritter Usmar von Hochburg, oder die furchtbaren Folgen des Weiberraubes. Ein charakteristisches Gemälde der Vorzeit. Mit 1 Kupfer. 8. 825. 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr.

— — Veronika, die Nonne mit dem Blutschleier, oder die furchtbare Erscheinung um Mitternacht im Schlosse Strahlenfels. Ritter- und Geistergeschichte. 2 Bde. mit 2 Kpfrn. 8. 822. 3 fl. 30 kr. od. 2 Thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Train, Joseph Karl <<von>>,

Erzählungen aus dem Gebiete der Romantik und des Abenteuerlichen

Bd.: 2

Nürnberg 1831

P.o.germ. 1482 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312238-7